



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das unruhige Asien

Holitscher, Arthur

Berlin, 1926

Indien

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96588](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96588)

INDIEN

Madura, das dunkle

Kandy verließ ich am Tage nach Dipawali.

An diesem Tage feiern die Hindu Wischnus, des Herrn, des Erhaltens Sieg über den furchtbaren Riesen Nadrak Asura nach langem, gefährlichem Kampf. Zum Gedächtnis der Tat baden die Hindu in der Nacht des Festtags ihren Körper in Sesamöl, das bei dieser Gelegenheit die magnetische Kraft des heiligen Gangeswassers besitzt. Nach dem Bade aber ziehen sie funkelneue Gewänder an. Außerdem beginnt zu Dipawali ein neues Geschäftsjahr, die Bücher werden mit einer Formel eröffnet, die an unser „Mit Gott!“ erinnert, die aber die Gunst Ganeschas, des Elefantengottes, auf das Geschäftsgebaren des gläubigen Kaufmanns herabfleht.

(Ich hege den ersten Verdacht, daß die Öl- und Tuchhändler Wischnu in seinem Kampfe mit dem Riesen wichtige Handlangerdienste geleistet haben und daß Dipawali die Belohnung ist.)

Die Hinduwelt in Kandy, zumeist arme Tamilen, geht in blendendem Rot, Violett und Batik spazieren. Auch die Arrakschänken haben, wie es sich in der Stadt bemerkbar macht, nicht zu klagen. —

Ich kann wohl behaupten, daß ich unter den Tamilen im Hindutempel gute Freunde besitze. Sooft ich mich dort sehen lasse, werde ich mit einem Kranz weißer Tempelblumen geschmückt. Heute hat mir der junge, wunderschöne Oberbrahmine des Tempels gar eine Handvoll von der heiligen Asche in die Handflächen geschüttet, damit ich mir die Stirne bestreiche. Er hat mir sogar die Schale mit Öl hingehalten, damit ich mir die Stelle zwischen den Augen, wo der Sitz der Seele sich befindet, betupfe — er selbst darf mich nicht berühren, denn er zelebriert die Messe in den vier Kapellen des Tempels. Wenn ich mich des Öls und der Asche bediente, wäre ich wohl meiner Sünden ledig. Aber was nützt es, ich bin doch kein Tamile, kein Hindu.

Auf meiner weißen Stirn sind die Aschezeichen nicht so deutlich

wahrnehmbar wie auf den braunen nackten Körpern der Beter im Tempel. Die weisen heute ganz besondere Bemalung auf. Die Stirn ist unter den wagerechten Strichen ganz hell geworden. Die drei breiten, das Lebensprinzip symbolisierenden Streifen bedecken die Oberarme fast bis an die Ellbogen. Eine dicke Schicht Asche tüncht die Oberkörper mit grauer, grauenerregender Patina. All dies erinnert an die Kriegsbemalung der Papuas, der Buschmänner, der Maori, primitivster Volksstämme; und doch sind die jungen Tamilen dahier Menschen, die unserer Zivilisation nahestehen. (Die heilige Asche, aus Kuhdünger gebrannt, vertritt bei den Hindu die Stelle des Weihwassers, wird ähnlich, aber bei weitem ausgiebiger gebraucht.)

Diese Tamilen, ich verstehe mich ausgezeichnet mit ihnen, sie sprechen ein vortreffliches Englisch, sind freundlich und mit Eifer bemüht, mich zu belehren.

Von dem eifrigsten und liebenswertesten, einem jungen Goldhändler, erfahre ich, daß der Hinduglaube, der mir Europäer mit seinen hunderttausend Göttern und Dämonen, seinem Elefanten-, Affen-, Lingamkult so barbarisch und entsetzlich erscheint, im Grunde Monotheismus ist, mit dem Christenglauben viele Berührungspunkte besitzt. Der Stier, der Affe, der Elefant, Kali, Wischnu und Schiwa sind nur verschiedene Verkörperungen des einen, höchsten Wesens: des Sundaeschwara, und die schreckenerregenden Figuren in den vier höhlenartigen Kapellen des Tempels, vor denen der Brahmine nacheinander die heilige Handlung vollführt, sollen durch ihre Folge und Vielfältigkeit die Andacht der Gläubigen multiplizieren. (Trimurti, die Dreigestalt des Hindugottes, ist ja mit der Dreifaltigkeit der Christen wesensverwandt.)

Die Opfergebärde vor den Altären ist wunderschön. Süß und betäubend duften die Blumen, die in zierlichen Mustern auf dem Stein geordnet liegen. Tier- und Blutopfer sind nicht mehr üblich. Die Verbindung, der Einfluß des Jainglaubens hat sie aus der Zeremonie der Hindu weggefgt. Indes, es gibt ja wohl noch trübe Formen des Opfers, und zwar nicht nur unter den Veddas, sondern im Norden der Insel, in den Wäldern zwischen Anuradjapura und Trincomali an der Ostküste Ceylons. Dort schneiden sich z. B. besonders fromme Hindu aus Andacht die Kehle durch, um das Wohlgefallen des höch-

sten Wesens zu erregen. (Sie schneiden sich den Hals — nicht ganz — durch, sind besonders darauf bedacht, den Adamsapfel, die Schlagader, die Luftröhre zu schonen, immerhin aber ist es ein tiefer Schnitt, den sie sich beibringen, der Blutverlust ungeheuer; so erklärt mir der junge Goldhändler, der selber aus jener Gegend stammt; die Heilung erfordert zuweilen Monate, viele sterben auch an Blutverlust, Blutvergiftung, Herzschwäche.)

Da wir von heiligen Dingen reden, kommt die Sprache bald auf Gandhi. Plötzlich merke ich an der Stimme, dem Gesichtsausdruck der näher Zusammenrückenden, an dem Ernst, der sich dieser jungen Menschen mit einemmal bemächtigt, daß sich ja in der Person des Mahatma bereits eine Inkarnation des höchsten Wesens vollzogen hat — Ramakrischna wandelt aufs neue auf Erden, ein neuer Mahavira ist dem Volke erschienen, eine heutige, irdisch-überirdische, menschlich verklärte Verkörperung des ewigen Gottes bestätigt die Behauptung des jungen Tamilen: Hinduglaube und Christenglaube berührten sich, denn was ist Gandhi wenn nicht Jesus, der Erlöser? — —

Sie stehen alle in praktischen, Intelligenz voraussetzenden Berufen, diese jungen, halbnackten, graubemalten Menschen um mich her. Die Zeilen, die einer von ihnen mir in mein Buch geschrieben hat, sind in fehlerfreiem Englisch abgefaßt. Einer zeigt Kenntnisse, die mich verblüffen. Er weiß von den herrlichen Übersetzungen der Upanischaden, der Bhagawad Gita ins Deutsche, sein Vater steht in Geschäftsverbindung mit deutschen Kaufleuten, war in Hamburg, er selber notiert sich meinen Namen, wird mich im Laufe der nächsten Jahre in Europa aufsuchen. Einer ist unter ihnen, der erkundigt sich, beleidigend oft, immer, wenn ich von einer gelehrten Gesellschaft oder von einem Kreis spreche, der sich das Studium der Religionen des Ostens zur Aufgabe gemacht hat: wer gibt das Geld dazu? wer finanziert dies? das? Will schließlich wissen, wo ich das Geld zu meiner Reise herhabe — und ich halte, im Dipawalitempel, vor einer ehrerbietig zuhörenden Schar frommer, graubemalter, halbnackter Hindu einen längeren Vortrag über den Verlag S. Fischer.

Madura, die Süße, die alte heilige Stadt an der Südspitze der Indischen Halbinsel, ist die dritte ihres Namens.

In den alten Büchern der Tamilen wird das erste Madura als die Stadt des Goldenen Tores genannt (wie heute San Franzisko); diese äußerst prächtige Stadt hat sich auf dem nun im Meere versunkenen riesigen Kontinent zwischen Ceylon und Australien befunden — rätselhafte untergangene Welt; ihr Gedächtnis ragt noch ins historische Zeitalter des Menschengeschlechtes empor, wie ein Pik, eine geborstene Vulkangruppe, wie jene mit Menschenkopfsäulen übersäte Osterinsel im Stillen Ozean.

Das zweite Madura aber stand, wo ich jetzt stehe, an der Stelle, auf der sich jetzt die dritte Stadt dieses Namens erhebt. —

Vom Wall des Königspalastes hat man einen Blick rings über das weite bergige Land.

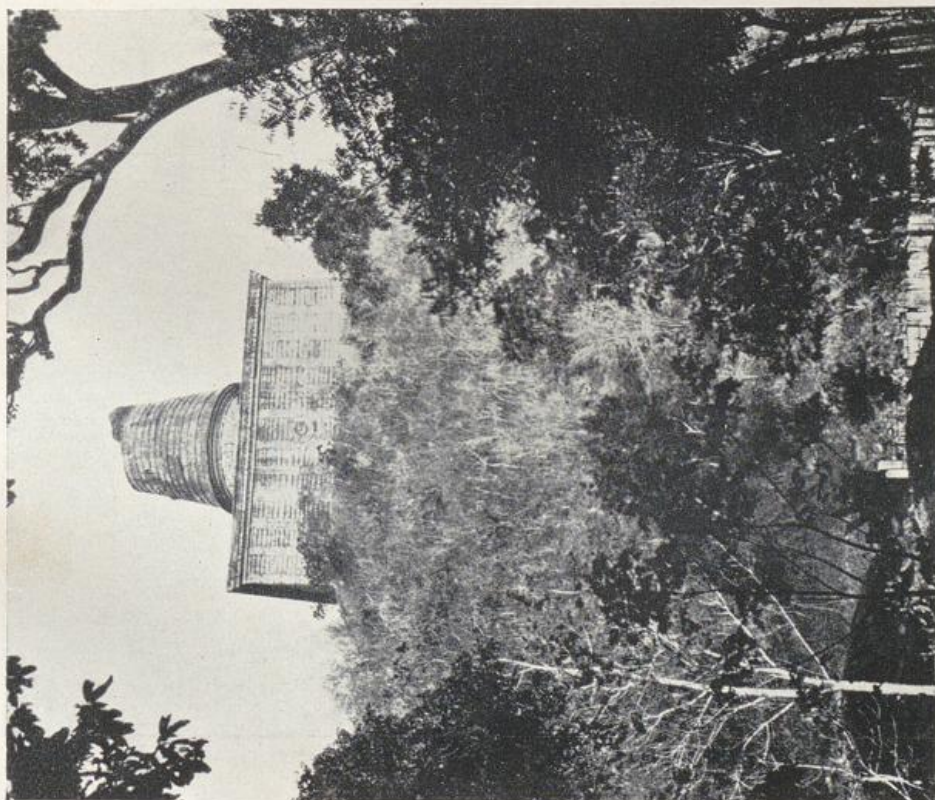
Schon sinkt die Sonne, die Konturen der Berge, der näheren Hügel zeichnen sich deutlich ab an dem gewitterschweren Horizont. Ich bemerke, erstaunend, etwas: seltsame Formen haben diese Berge um die heilige Tempelstadt Madura! Einer gleicht einem liegenden Elefanten, den Rüsselabhang hat er lang vor sich ins grüne Gartenland gestreckt. Ein anderer sieht, scheckig und lang hingedehnt, wie eine Schlange aus. Einer gleicht einem weißen, buckligen Rind, das sich auf seine Vorderbeine niedergelassen hat. Die heiligen Tiere der Hindu — diese Berge — leicht ergibt sich eine Gedankenverbindung, zieht man die Phantasie, die Schrecken, die Not des nach Überirdischem ausschauenden, im Irdischen befangenen Menschengesichtes in Betracht. Wer war zuerst da? Der Berg? Das Tier?

Madura haben die Europäer in Ruhe gelassen. Man sieht kaum ein weißes Gesicht in den Straßen. Es gibt auch kein Hotel. Dafür hat diese Stadt, zum erstenmal genieße ich's voll und mit berauscher Eindränglichkeit, den ungebrochenen Zauber des sagenhaft unwirklichen Orients.

Die Menschen dravidischer Rasse, dunkler, von schmutzigbrauner Farbe, sind häßlicher als die zarten Singhalesen der Paradiesinsel. Eingedrückte Nasen, abgeplattete Stirnen. Manche breit, herkulisch gebaut, viele fett, schwabblig, mit hängenden Bäuchen, behaarten Weiberbrüsten. An Hanuman, den Affengott, der mit seinen Affenmannen, vom Norden herkommend, dem fliehenden Ramakrishna die (heute halbversunkene) Adamsbrücke nach Ceylon gebaut hat, erinnern viele Menschen Maduras, die ich durch die wildbunten Straßen ziehen sehe.



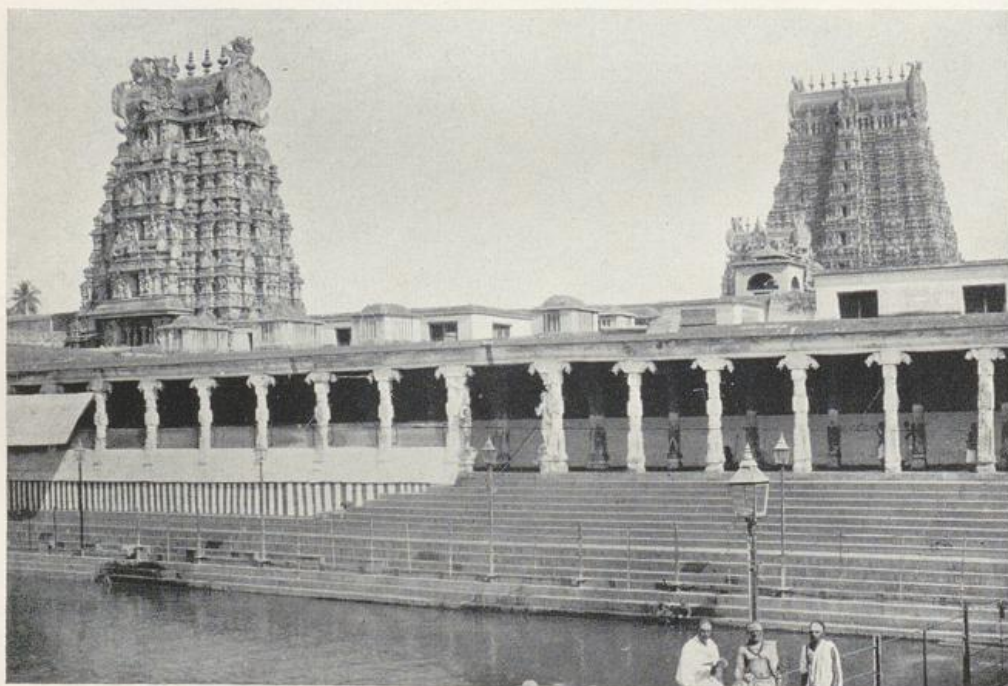
Westküste Ceylons



Aus Anuradjapura



Die Hüter des Tores, Madura



Teich der Goldenen Lilien

Diese Stadt ist offenkundig reich. Tuchweber, Seidenspinner wohnen in ihr. Dunkelrot und indigoblau sind die Farben Maduras, sie kehren in den Gewändern der Frauen regelmäßig wieder. Heute, nach Dipawali, leuchten diese Farben in zwiefacher Glut.

Noch eins fällt auf: die unerhörte Überladenheit der Weiber, auch der ärmsten, aus den verachtetsten Kästen stammenden, mit Goldschmuck. In Ceylon haben sie sich die Ohrmuscheln rings mit kleinen Goldringeln, Schrauben, Pilzen bespickt — hier hängen ihnen Kugeln, Stangen, Räder aus Gold überall im Gesicht, an den Nasenflügeln, lieblich mit Rotz vermischt, in den Ohren, am Hals, an Arm und Fußknöcheln. Manchen hängen die Ohrlappen bis auf die Schultern herunter; Goldkugeln, Ringe, Schubkarrenräder mit Perlen baumeln daran. Ist die Besitzerin dieser niet- und nagelfesten Schätze verarmt und das Ohrgehänge beim Pfandverleiher geblieben, so kann man durch das Loch im Ohrlappen die Faust durchstecken.

Die Bemalung der Männerkörper erscheint mir wilder, bestialischer als auf Ceylon. Die Schiwa-Anhänger tragen auf der Stirn und auf dem Körper die wagerechten Aschenstriche, die Anhänger Wischnus aber (diese gehören durchweg den höheren Kasten an) haben von der Nase aufwärts bis zum Haaransatz bzw. dorthin, wo das Haar auf dem Schädel weg-rasiert ist, eine Gabel aus weißer Farbe gemalt, in deren Mitte der karminfarbene oder goldene Tupfen funkelt. Ich frage meinen Führer, wie das kommt. Wischnu und Schiwa seien doch eins! Und ob die verschiedenen Bemalten sich bekriegen. Nein, sie vertragen sich ganz gut. —

Überall in der Stadt wandeln sanfte, weiße Kühe umher, still in sich wiederkäuende Tiere mit einem Fettbuckel und hängenden weißen Gardinen unterm Kinn. Es sind die heiligen Tiere der Hindu (und besonders der Jain), die jeder füttert, streichelt, schont, verehrt. Menschen und Wagen weichen ihnen aus. Auf dem Bahnhof („nicht für es gebaut“, siehe Chr. Morgenstern) spaziert ein weißes Kalb zwischen den Gleisen auf und nieder (was Menschen Geldstrafe einträgt!) — der Schnellzug muß sein Tempo mäßigen, sonst gibt's einen Religionskrieg.

Sie liefern die Gottesgabe Milch, die sanften Tiere, die gute Butter, wie bekannt; aber aus ihren Eingeweiden kommt auch der heilige Kuhflatsch hervor, das Weihwasser der Hindu, mit dem sie sich, wie bereits erwähnt, ihre Körper bestreichen, ihre Seelen entsühnen. —

Am ersten Abend, den ich in Madura verbringe, erlebe ich den Tempel, den hochberühmten, hochheiligen, von neun Türmen bewachten Bezirk der Gottheit Schiwa.

Von Dipawali her knallt es noch durch die steinernen Hallen, die Statuenreihen, das Labyrinth der tausend Säulen, die von ungezählten Öflämmchen umflirrten Kapellen Kalis, des Lingams, des Affengottes, des weisen Ganesch, des vielarmigen Wischnu, der tanzt, jagt, Hochzeit feiert, in wilden Verrenkungen aus dem Schatten stürzt, in den Schatten zurücksinkt. Der riesige, düstere Tempel mit seinen wirr sich durcheinanderschlingenden Gängen, Galerien, Hallen und Winkelwegen ist von Tausenden nackter, grell bemalter, kreischender oder stummer schwarzer, grauer, brauner Menschen durchwogt. In ihrer Mitte bin ich der einzige Weiße.

In meinem hellen Tropenanzug, den Tropenhelm auf dem Kopf, Schuhe an den Füßen, gehe ich langsam durch das Heiligtum, das ungeheure, verwirrende Wirrwarr von Säulen, Bogen, Nischen, Gängen, in dem sich die Mauern Geschrei und Gedröhn, Schatten und Flammengeruch zuwerfen, in dem Weihrauch, Menschenausdünstung, Tierkot und das süßliche Schwelen verbrannter Tuberosen den Atem benimmt, die Sinne verschlägt — aus den düsterbunten Leibern sehe ich Augen auf mich gerichtet, ich erschrecke — vom Boden starrt mich ein Augenpaar an, es ist ein Krüppel, er kriecht auf dem Bauch — ein Henker bleibt vor mir stehen, es ist ein mit Rot bestrichener dunkler Herkules — ein Tempelelefant schreitet dunkel im Dunkeln daher, ich drücke mich in eine Nische — auf dem Boden, knapp vor meinen Füßen, liegen Schlafende, Pilger, etwas stöhnt vor meinen Schritten auf, ich trete in glitschrige Pfützen, dort schrillt es, klirrt's, kreischt's in der Finsternis, die Tempelkakadus rasseln an ihren Ringen, ich hätte den Führer behalten sollen, kenne mich nicht mehr aus, weiß nicht, vor welchem Tor mein Wagen auf mich wartet, ein paar Krüppel, Bettler, nackte Kinder haben sich mir an die Fersen geheftet, ich habe all mein Kleingeld weggegeben, Sâb, Sâb, Sâb! ich mache im Gehen die Geste des Nichtsmehrhabens, vergeblich rede ich mir ein: es sind friedliebende, tierschonende, sanfte und gläubige Menschen, ihre Bemalung beweist ja gerade Heiligung, Entsühnung, Opfer, die gräßlich phantastischen Skulpturen, Löwen im Kampf mit Greifen, Greifen, die

Elefanten den Rüssel aus dem Leibe reißen, Affengötzen, dräuende kreischende Nacht, von Glockengebimmel, fernem Gesang, verzücktem Taumel schwitzender, hin und her schießender, dunkelrot und indigoblau bemalter Menschenfresser durchtost, Nebel, Rauchwolken um meinen Kopf — zum erstenmal im Leben faßt mich ein abgründiges, wildes, panisches Entsetzen an: ich bin der einzige Weiße in dieser Nacht, ich bin ein Weißer, ein Weißer!! — — —

In der stinkenden Baracke, in der ich bis zum Morgen bleiben soll, hat irgendein Händler ein halbes Hundert kleiner, mittlerer, ganz großer Ebenholzelefanten mit Elfenbeinstoßzähnen aufgestellt.

Durch das von Eisenbahnlichtern durchzuckte Dunkel fallen Schattenreflexe, sie laufen, klein und groß, wie gespenstische Ratten über die Bettdecke, die Wände, den Fußboden, während es hier und dort von länglichen gelben, regellosen Doppelblitzen aufleuchtet. Mir ist, als habe ich mir in der muffigen Hölle das Sumpffieber geholt! Bis Mitternacht bleibe ich auf dem Stuhl in der Mitte des Zimmers sitzen, von den Elefanten angeglotzt. Läuft unten ein Zug in die Halle ein, dann schwingt die ganze Bude, ich, mein Stuhl mit, nur die verdammten Elefanten bewahren ihr Gleichgewicht.

Um eins entschieße ich mich, zu Bette zu gehen. Aus meiner Handtasche nehme ich das seidene Bettlaken — Freunde haben es mir geschenkt, freundliche europäische Gedanken trägt es in seinem Gewebe — in seinen Falten aber hat, ehe ich meine Reise antrat, ehe ich es in meine Handtasche gepackt habe . . .

Knapp vor dem Einschlafen bestätige ich mir, daß wir alle Fetisch-anbeter sind, alle! —

Im Sonnenlicht zeigt Madura, der Tempel, seine Architektur, die Menschen und Tiere, die in ihm leben, ein weniger schreckhaftes, zuweilen fast putzig bizarres Gesicht.

Vor dem üppig geschnitzten Tempeltor stehen sechs kleine Knaben, von einem Brahminen beaufsichtigt, klirren mit Glöckchen, singen im Chor einen klagenden, hellen, synkopierten Tempelgesang.

Drinne die Vorhalle mit den acht buntbemalten Glücksgöttinnen ist ein Bazar, der sich noch weit hinein in den Tempel, durch Hallen

und Höfe erstreckt. Hier haben Händler Haufen von allerhand Gerät aufgestapelt, das zum Schmücken der Gottheit, aber auch des eigenen Körpers, für Opfer für den Hausaltar, als Nahrung und Ziergerät gebraucht werden kann. Obstberge, Kuchenhügel, Blumenketten, Grasbüschel für die Tempeltiere, Rosenkränze, Schabemesser, Armreifen, Kämmе fürs Haar und zweizinkige Zelluloidgabeln für die Stirnbemalung („Made in Germany“), daneben große graue Edamer Käse — Kuhmist — Aschenkugeln. —

Schriftgelehrte, Wahrsager und Horoskopsteller hocken innerhalb mit bunter Kreide gezeichneter mystischer Pentagramme, Kreise und Hokuspokus; um sie herum ehrerbietig horchende Schüler, Hörer, Kunden.

Mit Messingketten klirrend, die Armmuskulatur durch enge, eiserne Armspangen verkümmert, kommt ein Büber auf mich zu, sonst ein schöner, alter Herr, wenn auch mit Kuhasche über und über beschmiert; gepflegter, glänzender Bart, an Hans Makart erinnernd; als Bettler unabscüttelbar.

(Der Tempel ist ein Männerklub mit Ecken, in denen man beisammenhockt und schwatzt, wohl auch Geschäfte abschließt; hier und dort sind Geschäftsbücher aufgeschlagen, klimpert es mit Rupien; ein Männertempel, wenn auch zuweilen eine Frau — aus höchster Kaste — zugelassen und in der Menge bemerkbar ist.)

Elefanten, wie die Gläubigen mit Asche bestrichen, mit roten Flammenzeichen bemalt, spazieren umher. Ein Kamel. Viele weiße Kühe. Vor der Kapelle Hanumans, des Affengottes, baumeln die Aras in ihren Ringen. Heilige Pfauen stolzieren aus mystischem Hallendunkel plötzlich in grellstes Sonnenlicht.

Eine alte Engländerin, mit Sonnenschirm, Klappstuhl und Skizzenbuch.

Die Brahminen — durch eine Purpurschnur um den Hals ausgezeichnet — kommen lächelnd an mich Fremden heran, führen mich zu den feinen, in Bündeln nebeneinander aus dem Granitblock herausgehauenen Säulen, die, mit einem Kiesel angeschlagen, wie Glockenspiel ertönen. Die Brahminen geben sich nur mit großen Silbermünzen zufrieden, sie segnen aber, wenn sie sie bekommen haben, den Fremdling und zeigen ihm wohl auch eine oder die andere brünstig obszöne

Skulptur an den reich geschnitzten Pilastern, die nur dem Eingeweihten bekannt ist. Auch belohnen Tuberosengirlanden den besonders Freigebigen.

Jetzt kann man alles ruhig, in heiterer Gemächlichkeit betrachten, all die furchterregenden Skulpturen, die die Pilaster des weiten Baues schmücken. Die Fabelwesen zeigen ornamentalen Charakter. Der Drache, der dem Elefanten den Rüssel aus dem Leibe reißt, beschreibt mit diesem eine harmonische Wellenlinie von der Decke zum Fußboden nieder. Der Löwe mit dem Drachenschwanz im Maul, die Kobra mit dem Lingam zwischen den Ringen, Ganescha, der weise Gott, halb Mensch, halb Elefant, sitzt auf der Ratte, dem Symbol des Überalleindringens, Ornamente. Hanuman allein ist sich selber Genüge; mit grünem Maul steht er breitbeinig auf seinem Postament, wie ein zufriedener Bourgeois, der es zu verdienten Ehren gebracht hat.

Im immensen Viereck der „tausend Pfeiler“ ist der in seine Bestandteile zerlegte Jaggernautswagen zu sehen, mit bunt bemalten Holzpferden, Spiegelchen, Goldfransen und Flitterkram, wie ein ausrangiertes Ringelspiel.

Aber knapp neben Groteskestem, Wildphantastischem, Abscheulichstem: eine jahrtausendealte, ragende Reliefskulptur — Wischnu der Tänzer, mit hingegebenem Leib, Schiwa der heilige Jäger, sein Oberkörper schwingend in der Anstrengung des Bogenspannens, Schiwa der Hundertarmige, zart und innerlich das sich neigende Haupt, die Hand, die sich mit der Handfläche nach außen auftut, der Fuß, schwebend und doch festen Halt auf dem Boden findend; Schatten nisten zwischen den Gelenken, zwischen Skulptur und Rahmengebälk und Stein — — und da, plötzlich, mit einem Schlag, tut sich, mitten im Tempel, eine riesige, schimmernde, von Sonnenglanz umwölbte, von goldenen Reflexen durchzuckte Lichtung auf — Potramarai — der heilige Teich der goldenen Lilien, um den der weite Tempelplatz herumgebaut ist.

In seinen grünen Schlammgewässern sieht man jetzt, um die Mittagsstunde, Männer betend ihre Körper untertauchen, betend ihre gefalteten Hände hoch übers Haupt erheben. Frauen waschen ihre dunkelroten, goldbraunen, indigofarbenen Sâris. Auf den Stufen, die zu dem Wasser hinunterführen, sitzen und liegen betende, schlafende, von weitem hergekommene Menschen. Die riesigen Türme, die außen den

Tempelbezirk umgeben, aus der Umfassungsmauer aufstrebende Pyramiden mit Tausenden haarklein durchgearbeiteter Götterfiguren, spiegeln sich im Wasser, an den Stellen, wo der Schlamm zurückgewichen ist. Die goldenen Reflexe aber schimmern von zweien dieser Türme her, die mit Platten von lauterem Gold gedeckt sind.

Hier ist das Herz von Madura, der heiligen Glaubensstätte des südlichen Indiens.

Welch eine Stunde.

Die Luft flimmert. Aus dem Tempel tönt nah und fern geheimnisvoller Gesang, Glöckchenklingeln, Musik. Bettler, Pilger, Priester steigen zum Wasser hinab, steigen, die Gewänder um ihre noch nassen Glieder schlagend, die Stufen herauf. Der Teich ist wie mit Kupferpatina überzogen; ein Tümpel, giftiger Ansteckungskeime voll, aus dem die Frommen mit beiden Händen Läuterung, Sauberkeit des Körpers und der Seele schöpfen, für die Augen, die Stirne, die Lippen — Säuberung von dem Unrat der üblen Gedanken der Seele, der üblen Instinkte des irdischen Leibes. Dieser hat Gegengifte; ihrer noch mehr aber besitzt die Seele. —

Die Heiligkeit des Bades, die Reinigung des Körpers, die läuternde Kraft des Wassers (in dem nach christlicher Auffassung der Teufel sitzt!) ist die zentrale Vorstellung im religiösen Leben der Ostvölker; wie der Teich symbolisch im Mittelpunkt des Architekturschemas der heiligen Stätten der Hindus ist, ist die fließende Tiefe, das Strömen und Fortschwemmen (bis zur Taufe), die Weihe der aus dem Osten stammenden Gläubigen geblieben. Was wollen dabei unsere Begriffe von Hygiene besagen? Der Tod existiert im Orient in Wirklichkeit gar nicht — die Religion hat sich ein Gegengift gegen die Vernichtung durch die Epidemien geschaffen. Ich werde mit einem gebildeten Hindu oder Jain über die Vivisektion und unsere Serumsheroen sprechen! Wie herrlich ist jener alte Pilger, der dort unten mit gefalteten Händen in den Kupferschlamm taucht, zehnmal, hundertmal, immer nach einem neuen Gebet. Er ist Gottes voll. —

Aber diese Türme, Gopuram, an den Ecken der Gemarkung des Tempelbezirks — glücklicherweise hat jahrhundertelanger Regen und Wind die Farben von den Tausenden kindischer Puppen abgewaschen,

aus denen sie zusammengesetzt sind — einen neu erbauten Tempel mit einem ganz frischen bunten Turm sah ich in Madras: der Turm glich einem in Pyramidenform aufgestellten Puppenladen — erst wenn man mit dem Glase jede einzelne Figur betrachtet, gewahrt man die unendliche Zartheit, die rührende Sorgfalt, die an eines und das andere Detail gewendet, an die Monströsität des Gesamteindrucks verschwendet ist!

Hier läßt sich keine Verbindung mehr zwischen der dunklen Rasse, die in diesem Tempelbezirk ihre heiligen Schauer empfängt, und dem Weißen und seinem Schönheitsbegriff konstruieren. Alles versagt. Ja, draußen in der Stadt, in den Bazarstraßen, die Händler, die Geldverdiener, mit denen läßt sich reden. Da versteht sich Weiß und Braun mit Leichtigkeit. Ein Schlag auf das Portemonnaie, und man befindet sich auf dem gleichen Planeten. (Auf dem Haus eines Tuchfabrikanten sah ich eine Reihe von Tempelpuppen, sie zierten den Sims: Schiwa, Ganescha, Hanuman waren zu sehen und die holden Göttinnen des Glückes, die Lakschmis; an den vier Ecken des Daches aber standen, fein modelliert, mit Bajonett, Säbel und Revolver, englische Tommys in Khaki als Schutzgötter der irdischen Macht des Hausherrn, eines kapitalismusgläubigen Hindu!)

Daß einer und der andere dieser halb und ganz nackten, mit Asche und Zinnober bemalten Tempelgänger bereits im P.- and O.-Steamer nach Europa gereist ist, darüber kann kein Zweifel bestehen. Er hat in Bloomsbury in einem Hotel oder Boardinghouse gewohnt, in dem sich Inder behaglich fühlen dürfen; er hat in Piccadilly gegessen, bei Simpson gespeist; er hat die idiotische Mode mitgemacht und zum Abendessen den Smoking angezogen (dann schon lieber ein Plastron aus Kuhdünger!), er hat sich in Paris am Montmartre einen Flirt geleistet. Vielleicht hat er sogar aus einem flandrischen Schützengraben für das europäische Ideal der Demokratie auf Boches geschossen, mit einem Wort, er hat die Segnungen unserer überlegenen weißen Kultur kennengelernt und spaziert jetzt doch wieder halbnackt und in Kriegsbemalung zwischen Kühen, Elefanten, Büßern und Affengöttern herum und betet zu diesen Puppen!!

Ich habe, wie gesagt, in Madura und anderswo einen und den anderen gesehen, den ich im Verdacht hatte; zuweilen, später, hat sich, durch

persönliche Bekanntschaft, mein Verdacht in Gewißheit verwandelt; bei anderen aber mochte ich mich täuschen: der Ausdruck der Intelligenz auf dem Gesicht mag ein Abglanz des allbeherrschenden Glaubens gewesen sein, eines, wenn auch finsternen, mir Europäer schwer verständlichen Glaubens, der aber immerhin zwischen Asche und Purpurscheibe sein Zeichen auf Stirn und Augen prägte, — während der Kult gemeiner, dem Kreis unserer Zivilisation angehöriger Alltagsdinge auf den Gesichtern so vieler Miteuropäer das entgegengesetzte Stigma hinterläßt.

Nein, auch die Brücke reinsten Menschenliebe, auch die Internationale katexochen wird über diesen Abgrund nicht hinüberleiten. Irgendwo wird die Räson über ein Loch stolpern, einen geborstenen, lockeren Verputz. —

Von Kaschmir bis Kap Comorin, d. h. vom Norden bis zur Südspitze Indiens, bis an das Heiligtum Rameschwaram, südlich von Madura, das ich von der Bahn aus sah, zieht sich eine einzige, ununterbrochene Pilgerstraße durch das Land. In geringen Abständen Tempel, Tempel, Gopuras, Tschaultries, d. h. Pilgerherbergen; jede mit einem Bassin in der Mitte, Ruhestätten für die Nacht, kleinen Kapellen — allen den zahllosen Kasten des sozial in tausend Splitter zerborstenen Landes offen, denn der Pilger gehört keiner Kaste mehr an, er ist der Pilger!

(Im südlichen Deccan allein gibt es elfhundert große, Schiwa geweihte Tempel!)

So mächtig wirkt der Glaube in diesem Volke. So stark herrscht der vielgestaltige Schöpfer über dieses angesichts der Gottheit in einen einzigen Körper zusammenschmelzende Volk der Hindu. —

Daß sich der Hinduismus mit seinen hunderttausend Götzen und Dämonen trotz jahrhundertelanger Christenherrschaft, Christendespotie in solch ungebrochener Form zu halten vermochte, das sollte zu denken geben. Die frühesten Kolonisatoren, die Portugiesen, die folgenden, die Holländer, nahmen es mit der Mission der Kirche, wie die Geschichte lehrt, noch ernst. Jetzt herrscht — High Church, Wesley-Kapelle, Young Mens Christian Association und Heilsarmee können darüber nicht hinwegtäuschen — im Grunde doch nichts weiter als der fremde, oktroyierte Kapitalismus, Zolltarif und nicht das Kruzifix.

Vielleicht haben die westlichen Herren dieser unbegreiflichen östlichen Welt ihre Christenmission, resigniert oder vernunftgemäß kühl, schon längst aufgegeben. Vielleicht wird dieses Volk („Wir haben kein Rückgrat!“ sagte mir ein gelehrter und angesehener Hindu!) außer von den Schrecken seiner Hinduhölle immerhin noch von der Angst vor den Strafen der englischen Justiz im Zaume gehalten. (Sicherlich verehrt es eine weiße Kuh inniger als einen weißen Menschen!) Daß sich aber dieser Glaube mit ungebrochener Kraft erhält, muß als Beweis für den Fehlschlag des christlichen Imperialismus erklärt werden. Der heilige Geist hat sich verflüchtigt, was blieb, ist Geschäftsgeist, Kattun.

Der Glaube an die Dämonenlegionen, die Puppenhunderttausend der Hindureligion kann nur aus der Vorstellung, vielleicht der Erkenntnis herkommen, daß diese Welt der Menschen eben von Dämonen, d. h. Verkörperungen entsetzlicher, feindseliger, unerklärlicher Leidenschaften erfüllt ist. Sie stopfen diese Dämonen nicht aus ihrem Glauben in die Welt hinein, sie destillieren sie aus ihr heraus, kraft ihrer tagtäglich erneuten Erfahrung. Es läßt sich denken, wie viele von den verhaßten Dämonen in der Vorstellung dieser dunklen Menschen weiße Gesichter und Körper haben! —

Adyar, das lichte

Der kleine Fluß Adyar ergießt sich im Süden der Stadt Madras in die Bai von Bengalen. Etliche Kilometer vor seiner Mündung verbreitert er sich zu einem See; bei niederem Wasserstand werden zwischen den Ufern seichte Inseln sichtbar. Arme Fischer waten bis an den Hals im Wasser und schleppen schwere Netze durch die Flut an die Uferböschung heran.

An den Ufern erheben sich Villen, Klubhäuser, Maharadschapaläste; üppige Gärten neigen sich zum Wasser nieder; das blendende Weiß der Gebäude schimmert durch bunte Blumenboskette und das satte Grün der Palmen und Tamarinden hervor.

An einer Stelle des rechten Ufers erblickt man von weitem schon einen langgestreckten, mit Säulen und Terrassen auf das Wasser blickenden, sich hart am Rande des Wassers im strömenden Element spiegelnden Bau. Er unterscheidet sich von den anderen Palästen dadurch, daß

er nicht weiß bemalt ist wie die Gebäude an dem gegenüberliegenden Ufer; seine Mauern und Säulen sind mit vertikalen Strichen in den heiligen Farben der Hindutempel, Elfenbeinweiß und Terrakottarotbraun, getüncht.

Dies ist das Hauptgebäude der Kolonie Adyar, Zentrale der weltumspannenden Theosophischen Gesellschaft, die, 1882 von dem englischen Hauptmann Olcott und der Russin Blavatska ins Leben gerufen, heute 1540 Logen mit 41500 Mitgliedern in allen Ländern des Erdballs besitzt und deren Präsidentin Dr. Annie Besant ist. —

Während der Wagen durch die steinerne Tempelpforte, die das traditionelle Ornament, den mit dem Elefanten kämpfenden Drachen zeigt, in den wunderbar blühenden Garten einfährt, zähle ich mir her, in wie vielen ästhetisch-religiösen Kolonien ich in meinem Leben schon verweilt bin, hospitiert habe; in Europa, Kleinasien, in Amerika vor allen Dingen; und ich bereite mich vor, hier die gleiche chemische Formel von ungleich dosierten seelischen Elementen vorzufinden: eitle Weltflucht, sexuelle und ästhetische Abenteuerlust blasierter und wohlhabender Snobs und Hysteriker — all das aufgeregt und gierig um einen kleinen stabilen Kern edler Gesinnung und ernster Arbeit kreisend — Menschen, die suchend, rat- und rastlos nach dem rechten Weg fahnden, binnen kurzem enttäuscht und unbefriedigt wieder auseinanderstieben.

(Es sei gleich im voraus bemerkt, daß diese Diagnose auf Adyar nicht zutrifft. Es wird in dem Generalstab der theosophischen Bewegung im allgemeinen wissenschaftliche, organisatorische und auch unmittelbar praktische sozialpolitische Arbeit geleistet. Übrigens kann es in den hier folgenden Aufzeichnungen keineswegs meine Aufgabe sein, Bedeutung und Arbeitsprogramm einer so weltbekannten Organisation auch nur fragmentarisch zu erörtern.)

Die große Halle des Zentralgebäudes, hellgelb und weiß, mit kameeartigen Reliefs verziert, die Embleme und Gestalten sämtlicher Religionen der Welt darstellen, bewahrt in einer Nische das lebensgroße Doppeldenkmal der Begründer: Olcotts, eines bärtigen alten Herrn, der neben Madame Blavatska steht — diese sitzende Figur weist die durch das bekannte Porträt jedem Theosophen vertrauten Züge einer

mit saugendem Blick vor sich hinstarrenden, in die Breite gequollenen ältlichen Kleinbürgerin oder Bauersfrau von slawischem Typus auf.

Tempelblumen liegen auf den Sockel des Denkmals hingebreitet wie in den Hinduheiligtümern zu Füßen der Götzenbilder. Oben, zwischen den Kapitälern der Säulen, der Spruch:

„There is no Religion higher as Truth.“ Indes: truth! In allen Kolonien, die ich sah, war dieses Wort, mit irgendeinem verwandten Begriff in nähere Beziehung gebracht, an die Wände gemalt . . .

Ich warte auf den Vizepräsidenten, dem ich meine Karte geschickt habe, und sehe mich derweil in der berühmten Adyar-Bibliothek um, die an die Zeremonienhalle stößt.

Die Adyarbibliothek, einzig in ihrer Art, dunkel und feierlich, mit vielen köstlichen Bronzen und Alabasterfiguren Buddhas und der Hindu-gottheiten geschmückt, wird vom Panditji (Gelehrten) Mahadewa Sastri verwaltet. Sie enthält einen noch ungehobenen Schatz von etwa 12000 Manuskripten, die aus Ceylon, Indien, Burma und Tibet zusammengetragen worden sind. Uralte Schriften, in der Palisprache abgefaßt, Gespräche Buddhas enthaltend, in halb zerfallene Talipotstreifen geritzt; Kassetten aus Tibet, die auf länglichen Holzplatten mit Lack und Gold wunderbar gemalte Gesetzes-, Zauber- und Beschwörungsformeln, Bilder und symbolische Ornamente, heilige Weisheit aufbewahren. Adyar gibt zur Zeit den V. Band seiner Upanischadensammlung heraus, sowie einen neuen der Udana, d. h. der Gespräche Buddhas, aus Pali ins Englische übertragen.

Der Vizepräsident Pandit Jinajaradasa führt mich in dem weitläufigen Bau herum, in dem gebaut und gezimmert wird; dann gehen wir in den weiten, märchenhaft schönen Garten hinaus, in dem jetzt große, strohgedeckte Hallen errichtet werden, für etwa 2000 Menschen, die hier um die Weihnachtszeit zum Kongreß der Theosophen zusammenströmen werden. (Aus Deutschland und Österreich erwartet man kaum mehr als vierzehn.)

In den folgenden Tagen habe ich wiederholt Gelegenheit, mit den Insassen der Kolonie und ihren Arbeiten bekannt zu werden. Insbesondere ist es Dr. James H. Cousins, Leiter der Brahmawidi-Aschram, der (provisorischen) Universität für brahmanische Wissenschaft, ein

Irländer von Geburt, der mir Wesen und Arbeit der Kolonie erläutert. —

Grundlage ist die Lebensführung der hier vereinigten Menschen. Sie bedingt: Reinheit des Körpers; Einfachheit des Denkens; Selbstbeherrschung; Versenkung; ernsthaftes Streben nach dem höchsten Ziel: Wahrheit, Toleranz, d. h. der Liebe zu allem Erschaffenen. Dies sind die Grundbedingungen, aus denen die drei Hauptprinzipien der Theosophen entspringen.

Schaffung eines Kristallisationspunktes für die allgemeine Verbrüderung aller Menschen, ohne Unterschied der Rasse, Hautfarbe, des Geschlechts, der Kaste, der sozialen Schichten;

vergleichendes Studium der Religions-, der philosophischen, der Realwissenschaften;

Erforschung der verborgenen Gesetze der Natur und der im Menschen schlummernden Kräfte.

Diese Grundprinzipien der theosophischen Bewegung bezeichnen ihre Befolger als den Weg zur Erlangung der alten Weisheit, die die einheitliche Quelle aller Religionen, das Rätsel des Seins umschließt; als die Lehre, die den Tod überwindet; denn der Tod ist nur ein Tor zu neuem, strahlenderem Dasein, zum Reich des Geistes, dem Körper und Seele als Diener untertan sind.

Adyar ist kein Kloster, kein brahmanisches noch weltliches. Auch keine Siedlung von der zweifelhaften, mit Fad und Reklame reichlich durchtränkten amerikanischen Art von Point Loma, dem kalifornischen Adyar. Alle Anwesenden arbeiten; die meisten sind aus ihren heimatlichen Logen hierhergekommen, hatten daheim irgendeine Funktion in ihrem Kreise, wirken literarisch in den Zeitschriften der Gesellschaft oder bereiten sich auf Lehrtätigkeit vor, indem sie das Mutterland Indien bereisen, sich an der Atmosphäre Adyars kräftigen. Bei Tisch sind wir sechzehn Personen, zehn Nationalitäten. Jeder lebt auf eigene Kosten, muß sich, nachdem Miß Besant sein Kommen genehmigt hat, zu einem sechs Monate währenden Aufenthalt verpflichten. Wohnung im gemeinsamen „europäischen“ Hause, die vegetarische Beköstigung, Teilnahme an den Kursen usw. erfordert eine monatliche Ausgabe von etwa einhundertfünfunddreißig Rupien, d. h. zweihundert Mark.

Mir gegenüber sitzt ein florentinisches Ehepaar, ich sehe einen Mexi-

kaner von vornehmem Äußern, Halbblut, eine Freiluftdänin, Indierinnen, Franzosen, Engländer. Es sind zurückhaltende Menschen von gemessener Freundlichkeit. Auch etliche hungrige Augenpaare flackern hier und dort; nervöse Hände, die nach dem Mahl den Briefkasten nach etwa eingelaufener Post, das heißt nach Zeichen des nicht aufgegebenen Zusammenhangs mit der heimatlichen Welt durchstöbern werden.

Den Tag leitet das Bad im Adyar ein; Körperübungen folgen; gemeinsames Gebet in indischer, dann in englischer Sprache. Die Vortragskurse werden zumeist unter dem herrlichen, vielwurzeligen Banyanbaum im Garten abgehalten, dem heiligen Baum der Buddhisten. Frühstück und Abendessen vereint die Mitglieder der Kolonie, unter denen aber, wie mir gesagt wird, kein enger persönlicher Zusammenhang besteht. Jedenfalls wird er nicht gesucht. Als ich Dr. Cousins frage, ob sich etwa unter den Anwesenden spiritistische Zirkel gebildet hätten (die Frage liegt nahe, ein Punkt der Richtlinien betont ja die Erforschung okkultur Kräfte im Menschen), wird mir die Antwort gegeben, daß solche Zirkel nicht bestünden; man konzentriere sich auf wissenschaftliche Arbeit. Indes, die meisten der Anwesenden kennen sich kaum noch, sind erst seit kurzer Zeit beisammen.

Beim Einfahren in den Garten habe ich eine Anzahl junger indischer Schüler im Alter von acht bis zwölf Jahren unter den Bäumen in Scoutsuniform allerhand Exerzitien vollführen sehen. Dr. Cousins will es nicht wahr haben, daß diese Theosophenscouts, angehende Pfadfinder in der Dschungel brahmanischen Wissens, im Grunde nichts anderes vorstellten als die von Baden-Powell für die nächsten Kriege des imperialistischen England dressierten kontinentalen Jungmannschaften. Sie sollen, so sagt Dr. Cousins, sich durch ihre Übungen den gesunden Körper schaffen, in dem der gesunde Geist, usw. Das Training habe manchen schwächlichen Knabenkörper bereits so weit gestählt, daß mit ihm allerhand Kunststücke auszuführen waren, z. B. steifes Liegen auf zwei Stuhllehnen, unter dem Nacken eine, unter den Fersen die andere (hmhm!) — aber auch praktische Arbeit, wie Aufhalten von Waldbränden durch Umhauen von Bäumen —, im übrigen brauche man in Indien ja keine Schutztruppe vorzubereiten, die Krieger und zum Kriegshandwerk Prädestinierten bildeten eine Kaste für sich. (Kein besonders einleuchtendes Argument.)

Nun ist aber Adyar ein Zentrum nicht allein für wissenschaftliche Arbeit, sondern auch für politische, und zwar für eine recht bedeutungsvolle, deren im wesentlichen pro-indischer und Homerule-charakter allerdings dadurch gemildert ist, daß Adyar das Verbleiben eines freieren Indiens im englischen Imperium zur Bedingung stellt, über die nicht gestritten werden darf. (Die national-indische, die Swarajbewegung, über die in anderem Zusammenhang gesprochen werden muß, will dagegen das Land ausdrücklich außerhalb des Empire gestellt wissen.) Immerhin hat die Kolonie während des Krieges manche Verfolgung von seiten der Regierung erduldet; Annie Besant war eine Zeitlang interniert, bis sie sich schließlich durch ihre Haltung gegenüber Gandhi bei den Swarajisten ebenso unbeliebt machte, wie sie unter den englischen Nationalisten verhaßt war.

Die weiblichen Arbeiter der Bewegung haben, in dem zielbewußten Streben der Theosophischen Gesellschaft nach einer Vereinigung des englischen und des indischen Menschen in gegenseitigem Verstehen und Liebe, grundlegende Reformen in bezug auf die Stellung der indischen Frau durchgesetzt (besonders Mrs. Cousins hat in dieser Sache ihre Verdienste); ihr Werk ist es, daß die Frauen in drei indischen Staaten das Stimmrecht erhalten haben, in Stadtverwaltungen, Gerichtshöfen, im Jugendgericht, in Erziehungs-, Hygiene- und ähnlichen Kommissionen sitzen, eine sitzt sogar im Nationalkonvent; und trotz des Mißtrauens, das die Regierung den Theosophen entgegenbringt, sind es durchweg Mitglieder der Th. G. (also kulturell hochstehende Frauen), die zu diesen Ämtern zugelassen wurden. —

Ich habe mir in der Buchhandlung von Adyar (merkwürdig, merkwürdig, was für englischer Unterhaltungsschund da feilgeboten wird!) eine Broschüre der Besant, ein kurzes Exposé über die Erziehung der unterdrückten Klassen, gekauft. Ein durchaus revolutionär anmutendes Elaborat dieser genialen Frau. Wäre sie nicht Engländerin, d. h. hätte sie nicht das nationale Brett des Inselbewohners vor dem Kopf, litte sie nicht an der typisch englischen Überschätzung der äußeren Formen des täglichen Lebens, wer weiß, sie dürfte Kommunistin genannt werden.

Ringsum, in dem wunderherrlichen Garten mit den weiß- und rotbemalten Bauten und Bungalows, dann weiter draußen im Nachbarort

Guindy, sind Schulen und Internate, in denen Kinder und Jugendliche nach den Prinzipien der theosophischen Brüderlichkeit, aber in all den üblichen Materien des Mittelschulwissens und der neuen Handwerksschule unterwiesen werden. Montessori-Kindergärten. Die Olcott-Schule für Kinder der umwohnenden Armen tiefster Kaste.

Am frühen Morgen des dritten Tages fahre ich durch das im Nebel des Monsungewitters dampfende Madras hinaus nach Adyar, um die Vorträge zu hören, die für diesen Morgen angesetzt sind. Vorige Woche hätte ich eine Reihe interessanter Darstellungen miterleben können, die sich um den Begriff der Substanz gruppieren. Ich will diese Vortragsreihe hier aufzeichnen; sie gibt einen Begriff von der Arbeit dieser Akademie brahminischen Wissens. Nach einem einleitenden Vortrag über das Wesen der Substanz in hinduistischer Auffassung behandelten die Dozenten: die Substanz des menschlichen Körpers, der Pflanze, der Musik, der Literatur; die Spektralanalyse; die Rolle der Substanz in der christlichen Offenbarungslehre; transzendente Erklärungen des Wesens der Substanz; die übersinnlichen Substanzen und ihre Erklärungen durch die Theosophie. (Eine frühere Vortragsreihe behandelte im Zusammenhang die Glaubensgebiete des Zoroaster (des heutigen Parsismus), die chinesische Mystik, Ursprung und Wachstum des Islam, die Literatur des Sanskrit, der Tamilen, Kunst und Religion der Ägypter.)

Heute sprechen Dr. Cousins und ein junger Inder, Venkatachalam, Sekretär der Aschram, über früheste buddhistische Architektur in Südindien (aus dem, wie überhaupt dem ganzen indischen Kontinent, der Buddhismus vor dem Hindu- und Mohammedanismus zurückgewichen ist) und über die Aufeinanderfolge der Stilarten in der Architektur der heiligen Stätten Südindiens, besonders des Deccangebietes.

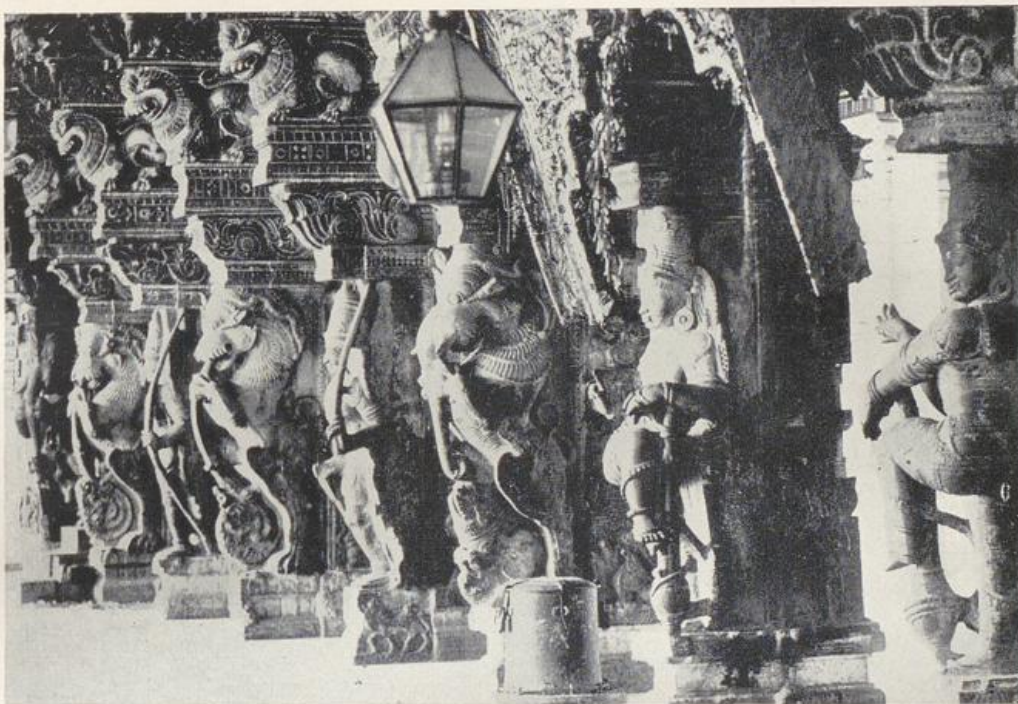
Da der Regen mit großer Gewalt einsetzt, versammeln wir uns nicht unter dem heiligen Baum, sondern in einer offenen, strohgedeckten Halle in der Nähe eines kleinen künstlichen Lotosteiches, vor dessen Pavillon, wie mir versichert wird, bei schönem Wetter ganz reizende „five o'clock-teas“ abgehalten zu werden pflegen.

In einem Intervall von Sonnenschein übt die dänische Theosophin mit einigen Mitgliedern der Kolonie im Freien mensendieksche

Bewegungen. Aber schon kommen die Vortragenden, Dr. Cousins und der junge, temperamentvolle Inder, und wir betreten die Halle.

Nun stehen nacheinander zwei alte Männer in fremdartiger indischer Tracht auf und rezitieren in mir unverständlichen Idiomen Sätze, die wie Beschwörung oder Gebet klingen; zuletzt erhebt sich Dr. Cousins, um in englischer Sprache das höchste Wesen, die Eine Kraft, um Reinheit des Körpers und der Seele und um Heiligung des Wunsches nach Wissen und Weisheit anzuflehen. Während alle Augen zu Boden gerichtet sind, betrachte ich die beiden Männer, Cousins, Venkatachalam, diese beiden wunderbar klaren, hoch entwickelten Exemplare der arischen Menschenrasse. Hell und zarthäutig, rosa, blond und mit früh ergrautem seidenweichen Haar der Ire, ein beruhigter, durchsichtiger Mensch, mit heiter-gütigem Blick, der gern in die Ferne sieht, mit harmonisch meditativer Ausdrucksweise; das schmale, jünglinghafte braune Adlergesicht des Inders, zuweilen in einem Aufleuchten hingerissen, offenbar durch die naive Freude an der Mitteilung dessen, was er weiß, und der Wirkung, die er auf die fremdrassige Hörerschaft ausübt, die seine Befangenheit rasch überwindet, fortstreicht. —

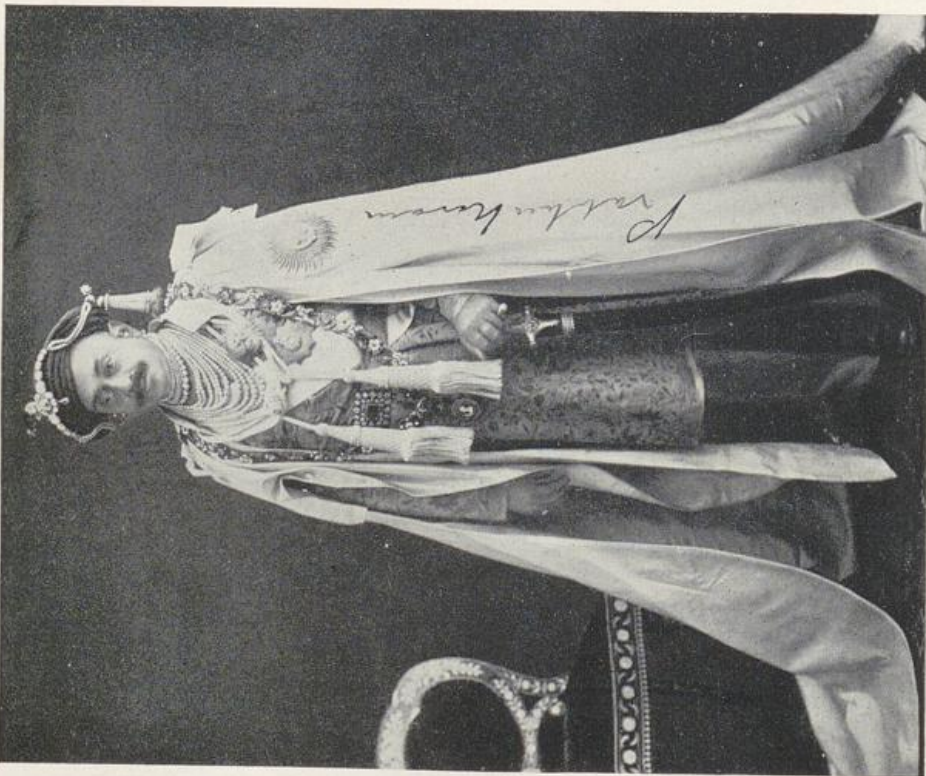
Aus den Ausführungen Cousins berührt mich eine merkwürdige Gegenüberstellung des westlichen und östlichen Schönheitsbegriffs sonderbar, weil sie sich in diametralem Gegensatz zu meinem Erlebnis in Madura befindet! Die Venus von Milo, erklärt Cousins, sei Schönheit um der Schönheit willen (das verächtliche „l'art pour l'art“ des religiösen Menschen!), Hindukunst aber stelle die Schönheit (er sieht also Schönheit in der Hindukunst; ich sah nur spärliche Einzelheiten aufzucken, im barbarischen Gesamtbild untertauchen!) bewußt in den Dienst der Idee, sie sei Ausdruck einer Gläubigkeit und wolle nichts anderes sein. Diese Gegenüberstellung beweist mir, auf welche Weise diese weißen Menschen dahier ihr Denken und Fühlen mit östlicher Auffassung durchtränkt haben. So sehr haben sie kapituliert, sind sie ihrer Heimat entwurzelt, daß der Gotteskult der Griechen durch die Darstellung des harmonischen Ebenmaßes menschlicher Körperformen ihnen gleichgültig erscheint und sie das Dämonisch-Verzerrte in der befremdlichen Auffassung auch der anmutigsten weiblichen Hindugötter, wie der Gattin Schiwas, Parvati, oder



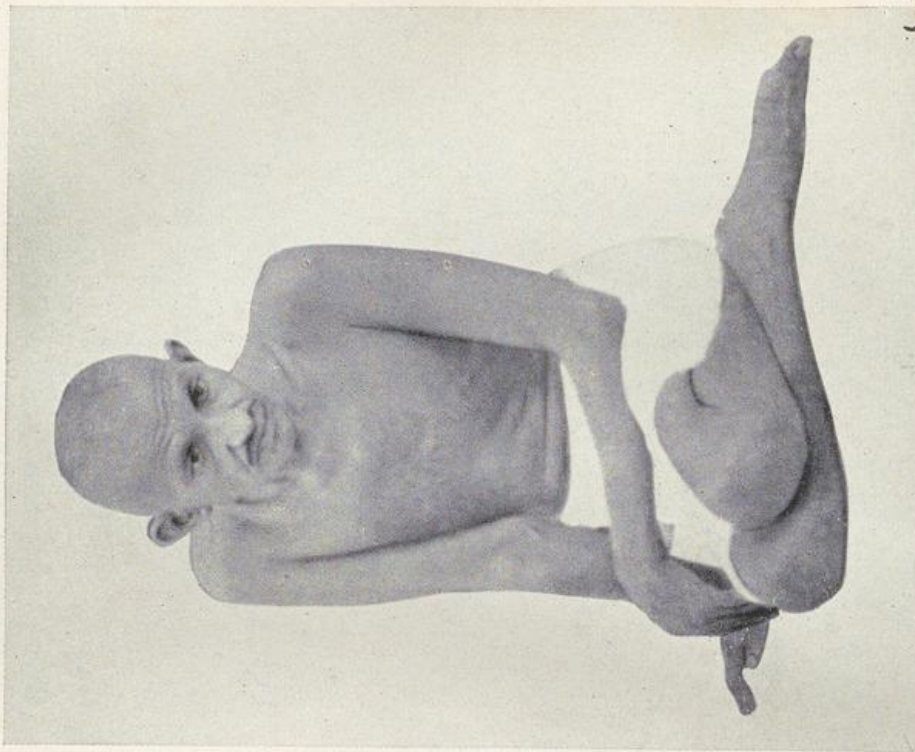
Im Tempel von Madura



Türme des Schweigens



Maharaja Prabhu Narain Singh von Benares, Ramnagar



Gandhi

15.10.21 12.3.21

des weiblichen Gegenstücks Wischnus, der Göttin des Reichtums, Lakschmi, ja sogar der Geliebten Krischnas, Radha — der Verkörperung der Liebe der Seele zu Gott —, vollkommen übersehen!

Eine weitere Bestätigung dieser östlichen Orientierung gewährte die Erzählung, die Cousins von einem Erlebnis im nordöstlichen Indien in seinen Vortrag einflocht: in der Dagaba eines kleinen entlegenen Tempels war ein Goldkasten ausgegraben worden, der einen Stirnknochen Buddhas enthalten sollte. Der Kasten wurde Cousins, dem Europäer, in die Hände gegeben, eine besondere Auszeichnung, und seines Geistes bemächtigte sich eine Vision: ein Lichtkegel schien von oben herab auf seinen Scheitel und das Behältnis zwischen seinen Händen zu fallen, und alle seine Gedanken, sein ganzes bewußtes Ich waren durch diese Helle im Nu fortgeschwemmt. In der Nacht hatte er dann einen Traum: er flog und wunderte sich beim Aufwachen über die irdische Schwere und Unfähigkeit der Menschen, sich frei und leicht vom Boden aufzuschwingen. — Wichtiger, als was er über sein Thema auszusagen hatte, schien mir diese Probe zu sein, auf welcher wunderliche Art östliche Vorstellungswelt einen hochentwickelten europäischen Intellekt wie den primitiven eines gläubigen Orientalen bis zum Trance durchdringen kann!

Im Monsunwolkenbruch nach Madras zurück.

Sonderbares Stilgemenge, Stildurcheinander. Colombo war eine Verkuppelung des Orients mit Amerika, hier aber, in den breiten, pompösen Anlagen, Hydeparks, Whitehalls, Mansionhouses, mächtigen und Macht repräsentierenden gotisch-maurischen Verwaltungs- und Direktionspalästen anglo-indischer Aktiengesellschaften und Regierungsgebäuden: eine Apotheose des viktorianischen Zeitalters — zugleich aber des unstillbaren Heimwehs des Kolonialengländers nach dem Mutterland und der Hauptstadt des Weltreichs. All das veraltet, zopfig, irgendwie nicht mehr unserer Zeit angehörend.

Eine Prozession — Gedränge um einen Karren, auf dem Hindu-göttinnen von einem Tempel zum anderen spaziergefahren werden, hält unsern Autoomnibus auf, der mit gewaltsamem Tuten den Trommel- und Flötenschall um den Karren übertönen, sich Platz zum Weiterfahren schaffen will. Einen Augenblick lang hat es den Anschein, als

sollte unser Vehikel von den mit Fäusten und Stangen wild auf uns eindringenden Schiwagläubigen umgeworfen und in die breiten Pfützen niedergetreten werden. Aber wir entkommen im letzten Augenblick geschickt durch eine Seitengasse.

Wie wir vor dem Aquarium halten, hat der Monsun aufgehört. Entzückend liegt im blauen Licht die Bai von Bengalen vor mir. Einen letzten Gruß, rasch, ehe ich Madras verlasse, euch, Fischen, Molchen, Schlangen und Eidechsen, Schildkröten und Krokodilen, Gotteskreaturen von unerhörter Pracht, derengleichen das Auge nie gesehen hat!

Ein Fisch schwimmt daher, ganz aus orangefarbenen und purpurroten Fetzen zusammengeflickt, er schwimmt nicht, er weht durch die Perlen der prickelnden Kohlensäure im Bassin. Der *Holocanthus*, violett und malvenfarbig gemustert wie ein Sofapolster im Boudoir einer Filmdiva. Schwarzgelbe melancholische Karpfen, an die ehemalige k. k. Armee erinnernd, neben riesigen aufgequollenen Warzenfischen, die mit breit schmatzendem Maul und zynisch hängender Kapitalistenunterlippe an die Inflationszeit gemahnen. Zwei verwandte Arten: flache, schwarzweiß gestreifte Fische, wie halbierte Schmetterlinge anzusehen, der horizontal liniierte *Therapon*, der vertikal liniierte *Heniochus*, in getrennten Bassins selbstverständlich, sie würden sich, zusammengesperrt, in kürzester Zeit gegenseitig aufgefressen haben.

Jawohl, Gotteskreaturen auch sie, Geschöpfe und Inkarnationen der ewigen, einigen Substanz, mit unbekannten, aber ergründbaren Instinkten, jedenfalls mit bestimmten Begriffen und Vorstellungen von Gott in ihren Glaskästen umherschwimmend.

Hier aber, hier vor mir, in der Mitte des Aquariums, mein Liebling: der Gupati.

Einschichtig, von allen verlassen, kreist er in seinem trüben Tank umher.

Hallo, Gupati, was hältst du vom Schönheitsbegriff der Griechen? Was hat es mit dem Ausdruck der Gläubigkeit in der Darstellung der hunderttausend Elefanten und Affen und Drachen und Lingamgötzen der Hindu auf sich? Sollten am Ende die Theosophen recht haben, die alle Religionen auf eine einzige, den Generalnenner sozusagen, zurückzuführen gedenken, durch sittliche Lebensweise, Konzentration und dreisprachiges Gebet vor den Morgenübungen?

Grau und mit reichlich zerschundenen Flossen, ein stachliges Biest, daher allein, schwimmt der Gupati stumm in seinem Tank auf und nieder. Zuweilen rennt er mit dem Schädel, einem knochig querköpfigen Gebilde, gegen die Wand — ich kenne das; leb' wohl, Bruder.

Leben, Tod und Auferstehung in Indien

I

Bombay

Ist dieser Arc de Triomphe, den die Engländer aus schwerem Stein und protzig auf den Apollo-Kai hier unter meinem Hotelfenster hingestellt haben, um den Besuch ihres Königs Georg und seiner Königin zu feiern, wirklich die Pforte Indiens? Reisebücher behaupten es, und der Engländer, der auf dem Seeweg aus Europa in das Land eintritt, glaubt es ihnen wahrscheinlich.

Die Pforte Indiens aber ist viel eher das düstere, aus dem Granitberg gehauene Tor des Felsentempels drüben in der Bucht, auf der geheimnisvollen Insel Elephanta. Tritt man in dieses schaurige, von breiten Säulen getragene Heiligtum ein — ein Berg lastet auf diesen Säulen —, so löst sich aus dem Dunkel das ungeheure Dreihaupt: Brahma, der Schöpfer, Schiwa-Wischnu, der Erhalter, Schiwa-Rutra, der Zerstörer, langsam und todernst heraus; an den beiden Flanken im Fels reckt sich der Lingam, der steinerne Phallus, aus der Steinhöhlung der Felsenschale heraus, die den weiblichen Schamteil versinnbildlicht, aktive und passive Gewalt der Schöpfung vereint sich zum Glaubenssymbol, dem Kruzifix des Hindu.

Das Tor ins Allerheiligste dieses Mutterlandes der Religionen tut sich aus dem Dunkel der Erde auf, es führt in den Bergesschoß und hinunter in die brauende Legende des Weltschicksals. Leben und Tod stehen zu beiden Seiten nur wie die verstümmelten Torwächter aus Felsenstein, der Ruhende Gott und der Tanzende Gott, zweierlei Personifikationen des einen, rätselhaft Ewigen, an dessen Sinn sich das Vorstellungsvermögen des irdischen Hirns seit Urzeiten entzündet und zerstößt.

Leben und Tod und das Dritte, tief im Felsenberg Verborgene, von keinem Menschenwerkzeug je aus dem Innern der Welt herausgehauene

Mysterium der Auferstehung, — ich habe sie alle drei im Sonnenglanz unter dem flimmernden Himmel des heißen Landes erblickt, das Trimurti des irdischen Menschen, an der Pforte Indiens habe ich das geheimnisvoll lächelnde Dreigesicht aus der Höhle der Insel auftauchen sehen, übergroß, doch nicht schrecklich, aus dem Stein des Felsen-eilandes Elephanta in der Bai von Bombay.

Der Jaintempel ist ein kleines, verstecktes, ärmliches Heiligtum mitten in der geräuschvollen Bazarstadt des alten Eingeborenenviertels. Um ihn herum lebt das niedere Volk der reichen Stadt in einem Winkelwerk von engen Gassen und Gäßchen, zusammengepfercht in oft bis zu sieben Stockwerken emporgereckten Mietskasernen.

Die Jain sind eine den Buddhisten nah verwandte Glaubensgemeinschaft, die von der Fortdauer und Wiederverkörperung der Seele, nachdem sie alle Stadien der irdischen Prüfung durchlaufen, eine besonders innige Anschauung hat. Der Jainismus war es, der den Hindu-glauben dermaßen beeinflußt hat, daß seine Befolger das Tieretöten und Fleischessen aufgaben (Ramakrischna ist noch ein gewaltiger Jäger!); ein milder Glaube.

Am Rande des Gebäudekomplexes, der zum Bezirk des Jaintempels gehört, ist ein kleiner Platz von fremdartigen, ganz kleinen Häusern und Höfen gelegen. Er fällt zuerst dadurch auf, daß um einen Brunnen in seiner Mitte und auf den Firsten der Häuser ringsum Tausende grauer Tauben sitzen, Körner pickend, mit den Flügeln schlagend, gurrend; es ist aber kein Markusplatz, die Tiere finden ihre Nahrung immer erneut aus den Händen der Armen, die in diesem Bezirk um den Jaintempel ihre Wohnstätten haben.

Eine Häuserecke weiter tritt man durch ein breites Tor in einen weitläufigen Hof. Zuerst glaubt man in ein großes Schlachthaus gekommen zu sein, eher noch auf einen Schindanger — es ist aber genau das Gegenteil: es ist Panschrapol, das jainische Altersheim für alte, kranke, aus-rangierte Tiere; Pferde, Hunde, Rinder, viele Gattungen sind vertreten.

So ist da z. B., von Draht umgeben, ein kleines Bassin, in dem ein einsames, altes Stachelschwein döst. Es liegt ganz müde und stumpfsinnig da, hat noch alle seine Stacheln, benutzt sie aber offenkundig nicht mehr; es läßt die Welt in Ruhe und wird von ihr in Ruhe gelassen.

Aus einem der Ställe ringsum — er trägt in diesem Zoo eigener Art die erklärende Tafel: „Weakcattle“ („Schwach Vieh“!) — kommt ein greiser, schwarzgrauer, ganz aus dem Leim gegangener Ochse herausgetrottet. Nachdenklich bleibt er vor dem schlafenden Stachelschwein stehen, wie ein alter Berufsgenosse, der einmal mit dem nun gleichfalls pensionierten Freund Erinnerungen auffrischen möchte; nach einer Weile aber macht er kehrt, trollt sich in seinen Stall zurück, wo er sich aufs Ohr legt, dem Tod entgegenzuschlafen.

(Weiß Teufel, warum ich plötzlich an das „Haus der Gelehrten“ denken muß, das ich vor fünf Jahren im Winter an der Newa besucht habe?)

Nebenan trägt ein Stall die Aufschrift „Blind Cattle“. Sodann ist da ein Drahtverschlag, hinter dem ein halb Dutzend armer rüddiger Hunde sein armseliges Leben fristet. Ein kleiner, ganz heruntergekommener Foxterrier sitzt da, mit rosigem Schorf über seinem zitternden dünnen Leib, kann nur mehr blinzeln, während andere noch ziel- und zwecklos herumlaufen, sich zuweilen verzweifelt an dem Gitter wundreiben, sich ein wenig beriechen, wohl auch noch munter zu springen versuchen, bis sie sich dann müde in einer Ecke beim Futtertrog verkriechen. —

Ein Stall ist da, mit alten Kühen ohne Milch, und einer mit Rindern, die gebrochene Beine, ganz grotesk und schief zusammengewachsen, vor sich her schlenkern, von sich strecken oder hinter sich herschleppen. Und in einem anderen nebenan stehen, pathetisch anzusehen, alte Rosse, müde und stumpf.

Über all dies Vieh, das da seinem Nirwana entgegenträumt, braust der Lärm des geschäftigen Bazars hinweg. Das Klingeln der Wagen und Trams flattert in den Frieden der armen Kreatur herein, die die Ehrfurcht der Jain vor dem Geschlachteten-, dem Geschunden-, dem Gefressenwerden, dem Mord schützt. Leichtfertige Affen turnen im Geäst der Bäume von Panschrapol; halbnackte Wärter der Tiere gehen zwischen den Drahtverschlagen auf und nieder, schleppen Futter herbei, fegen Unrat davon, heben grüßend die Hand zur Stirn, lächeln froh, wenn sie eine kleine Nickelmünze erhalten, wissen nicht, wo sie sie hinstecken sollen, so nackt und arm sind sie.

Unterm Torbogen, da ist eine Büchse, man kann Gaben in sie werfen,

für den Unterhalt der Tiere; und im Tempel der Jain, der mit goldgerahmten Porträts zeitgenössischer Stifter und Apostel der Sekte geschmückt ist, hat der Abendgottesdienst angefangen. Jawohl, man kann ihn fast einen Menschendienst nennen. Durch das Tor des weitläufigen Gebäudes neben dem Tempel strömen und stürmen unaufhörlich die Massen des Orientvolkes, Alte und Junge, jeder hat für sich zu sorgen, und bald bin ich von einer Schar staunender und gaffender Menschen umgeben, denn hierher verirrt sich selten ein Fremder, was hätte er auch hier zu suchen. Ich stehe selber wie ein altes müdes Vieh da und mache mir meine Gedanken — wer wird für mich sorgen, wo werde ich mich niederlegen dürfen, wenn ich nicht mehr weiter kann? Für unsereinen gibt's kein Pantschrapol.

2

Die Türme

Nächsten Morgen liegt die Landzunge der Malabarberge vor Bombay im Nebel der aufgehenden Meerdünste. Rasch fährt das Auto die Strandstraße entlang, der herrlichen Kurve der Bai folgend.

Auf Malabarhills haben die Reichen ihre Villen, Paläste, Bungalows, Prunkgärten. Es ist der vornehme westliche Vorort der mächtigen Hafenstadt.

Sehr früh ist's noch, doch kommen von dort her schon viele Equipagen, luxuriöse Limousinen mir entgegen, in die Bureaus der Stadt gefahren. In ihnen sitzen gewichtige, schwarzgekleidete Herren von ausgesprochen semitischem Typus; viele mit goldenen Brillen auf der Nase, die tief in der Morgenzeitung steckt. Die merkwürdige Kopfbedeckung, ein oben abgebrochener Zuckerhut aus Glanzleinwand, ohne Krempe, bezeichnet sie als Parsen. Sie sind die Herren des Handels in Bombay. Eine Handvoll mächtiger Kaufleute, Reeder, Industrieller; harte, kluge Leute — die erstaunliche Anzahl von Marmormonumenten alter, semitisch aussehender Herren mit abgebrochenen Zuckerhüten auf dem Kopf beweist nicht nur ihre aktive Teilnahme an den kulturellen Institutionen der Stadt, sondern auch, daß sie sich mit den Engländern glänzend zu stellen wissen: kein Wunder, beide wollen in dem Lande (in dem sie eine winzige Minderheit darstellen)

gute Geschäfte machen. Warum sollten sie sich nicht vertragen? (Es gibt keine wilderen Feinde der Swarajbewegung als die Parsis. — Ein Witz der Weltgeschichte: der einzige kommunistische Abgeordnete des Londoner Unterhauses, Saklatvala, ist Parse!)

Zwischen den Equipagen, ebenfalls von Malabarhills kommend, nackte, wirrhaarige, langbärtige Männer, ganz mit Asche bestrichen, Amulettschnüre, Blumenkränze um den Hals. Mancher trägt einen gelben Schurz. Mancher hat einen hohen Stab in der Hand, eine Blechschale an einem Strick um die Hüfte gebunden: Bettler, Pilger, Büsser aus der heiligen Siedlung Walkeschwar, die sich inmitten der Villen, Prachtgärten und Paläste oberhalb des Gouverneurparks auf Malabarhills erhebt.

Die Türme des Schweigens, zu denen ich in dieser frühen Stunde des Tages fahre, stehen in einem bezaubernden Garten von tropischem Überschwang an Duft, Farbe, Lieblichkeit. Weiße Stufen führen vom Torweg zu einer Plattform hinauf, auf der die Kapelle der Parsen sich erhebt, in der die Leidtragenden nach Einlieferung der Leichen um ein ewig brennendes, ewig neugeschürtes Feuer von duftigem Sandelholz Augen und Seelen vom Element der Trauer trocknen und reinigen.

Ungefähr zwei Stunden dauert die Zeremonie in der Kapelle. Daweil ist in den Türmen die Leiche, die die Leidtragenden mit sich gebracht haben, schon lange bis auf das Skelett, das bare Knochengerüst abgenagt. —

Es ist, als ich ankomme, noch früh. Die Toten werden erst in zwei Stunden eingeliefert werden.

Man sieht am Rand der Türme, die großen, offenen Zisternen ähneln, Geier hocken. Schwarze, mächtige Tiere auf den weißgetünchten Mauern der runden Türme.

Kaum haben die Leichenträger auf eisernen Bahren die ersten Toten in die Türme getragen, stürzen sich die dunkeln Vögel ohne Gekreis auf den Leichnam, ein wilder Kampf entspinnt sich, an dem nur der tote Mensch kein Teil hat, und ehe noch die Tränen der Leidtragenden, wie ich annehme, von der Glut des flackernden Sandelholzfeuers getrocknet sind, ist hier, hundert Schritte weit von der Kapelle im Turm, der mitten in diesem tropischen Wundergarten steht, von dem Toten,

es mag ein Kind gewesen sein oder eine junge Frau, gestern noch in voller Blüte, im unendlich holden Zauber der körperlichen Erscheinung, der Mund mit roten Lippen lächelnd, das Auge voll blinkendem schelmischen Sprühen — nun, genug.

(Die Würmer lassen sich Zeit.)

Die Religion der Parsen hält, wie die der Juden den „Peger“, den toten Körper für unrein, unwürdig der Heiligkeit der Flamme wie der Erde.

Fleisch zu Fleisch — das heißt: Mensch zu Geier; und später, wenn die Sonne das Gebein gedörrt, der Monsun es zerrieben und aufgelöst hat, der Rest durch die Kanäle der Türme hinunter in den Schlamm der See ...

Aber, wie denn, wenn die Seele — ich glaube daran, ich habe Ursache, daran zu glauben —, wenn die Seele den Körper, der ihr als Obdach diente, erst eine geraume Weile nach dem Aufhören der körperlichen Funktionen verläßt? Etwa erst, nachdem die Sonne zweimal auf- und niedergegangen ist?

Hast du nie, in deinem tiefsten Innern, während du im Krematorium der Zeremonie beiwohntest, den erschütternden Schrei der überrumpelten, vergewaltigten Seele vernommen, der man keine Zeit gegönnt hat, die leibliche Hülle zu verlassen, ihre Habe aus den Atomen für die Reise zusammenzusuchen? Die versengten Flügelränder des zarten, gemarterten Schmetterlings ...

Mein Führer durch den Garten, ein ernster, wortkarger junger Parse, steht vor mir mit ausgestrecktem Arm. Er weist der Reihe nach auf die fünf Türme: die Begräbnisstätten der Menschen seines Glaubens.

Ich habe auch schon ein Modell aus Beton und Blech besichtigt, das einen solchen Turm von außen und innen mit allen seinen Einzelheiten darstellt. Ziemlich tief unter dem Rand des offenen Gemäuers befindet sich eine riesige runde Eisenscheibe, die in drei konzentrische Kreise geteilt ist. Der breiteste nimmt die Männer auf, der zweite die Frauen, der innerste, engste die Kinder. Die Füße aller drei Kategorien weisen nach dem Mittelpunkt dieser Scheibe, dieses Rostes, unter dem sich Kammern mit Abflußschächten nach den vier Himmelsrichtungen befinden.

Zwei, höchstens drei Wochen liegt ein Skelett nur unter dem Himmel — aber dies ist ja einerlei: denn, wie gesagt, wenige Minuten schon nach der Einlieferung haben die Geier an dem Neuangekommenen jedes Interesse verloren.

Arm und reich — sagt der junge Parse —, arm und reich liegt nebeneinander. Der Glaube macht keinen Unterschied.

Aber: ein Turm ist doch den Selbstmördern und Hingerichteten, ein anderer den Stiftern und oberen Zehntausend der Gemeinde, die hier vielleicht nur hundert sind — denn die Zahl der Parsi ist gering, hunderttausend —, vorbehalten. —

Ich bleibe, vom Zauber der Blumenterrasse, deren Düfte sich, wie die Sonne steigt, erheben, ganz benommen, ganz betäubt, länger auf der Bank vor der Kapelle sitzen, als das Besuchern erlaubt ist. Aus dem Laub der Bäume im weiten Garten taucht das Weiß der Türme auf.

Ich denke daran, wie mein Vater starb. An einen Freund, den ich in seinem Sarg liegen sah. Wie es wäre, sollte ich einen geliebten Menschen, dessen zu weiße Hand ich in der meinen gehalten, an dessen zu roten Lippen sich mein Blick, mein Mund festgesogen hat, in diesen tropischen Garten tragen sehen, hinter jener kleinen Eisentür, die ins Innere des weißen Turms führt, verschwinden sehen . . .

Schlafend, schlafend noch fast . . . Ich vermag es mir nicht auszu-denken, daß die Zugehörigkeit zur Glaubensgemeinschaft einer Sekte, das in das Bewußtsein eingegangene Dogma von der Unreinheit des Körpers, dessen Funktionen kaum erst erloschen sind, stark genug sein könnte, das Grauen niederzudrücken, dieses elementare Grauen, dieses vernichtende Grauen . . .

Einige Male schon ist der junge Wärter zu meiner Bank gekommen, mahnend, mit mürrischem Gesicht. Es ist Zeit: neun Uhr.

In der Luft, über mir, hart über meinen Kopf weg, schwirrt es dahin. Zwei dunkle, breitbeschwingte Vögel.

Ich blicke ihnen in der Richtung ihres Fluges nach. Sehe zwischen den Gebüsch von der weißen Treppe her, über die ich in den Garten heraufgestiegen bin, zwei Träger mit einem eisernen Bett, darauf etwas mit weißem Tuch Bedecktes liegt, auf einen der Türme zugehen.

Ich muß den Garten verlassen. Es gelingt mir schwer; die Gelenke

sind bleiern, als hätten mich alle Lebensgeister verlassen. Die Bruchstelle unter dem Handgelenk des rechten Armes meldet sich auf einmal, schmerzt, zuckt auf.

Im Gehen sehe und höre ich, wie die Geier vom Rand des Turmes da vor mir, auf dem sie die ganze Zeit reglos gehockt haben, aufschwirren, eine dunkle Wolke, und über die Baumwipfel weg dorthin fliegen, auf jenen Turm zu, auf den jetzt die Leichenträger zuschreiten.

3

Dies ist die Stadt der Maya

Ugra

Aus einem blutroten Torbogen taucht ein weißer Marmordom, ein Marmorminarett auf — hoch ragend, doch zart gegliedert — alles verdoppelt, in einem schmalen, in Marmor gefaßten Wasserlauf sich spiegelnd —, dies ist Taj Mahal — aus Marmor, schneeweiß, ein wenig wolzig, beim Näherschreiten ein bläulicher Schein hier und dort im Stein, auch ein wenig Rosa, zart durch den Marmor schimmernd, in der Mitte aber, über der weißen Terrasse, gerade im Mittelpunkt der Spiegelung, ein winziges schwarzes Loch — der Eingang in den Riesendom, groß genug, um einen schmalen Sarg ins Innere zu schieben, denn Taj Mahal ist ein Grabmal, in Agra gelegen, Akbars, Jehangirs, Schah Jehans, Aurengzebs Stadt, der Stadt der Mogulen, und das Domgrabmal, Taj, ist von Jehan seiner Geliebten gesetzt, die seine Frau war, mit ihrem Kosenamen Mumtaz i Mahal hieß, Mahal: Palast, Mumtaz: die Erwählte, Taj Mahal: der Palast des Todes und der Erinnerung.

Schah Jehan war ein mächtiger Herrscher, und der Taj ist so schön, daß die Moslims hierher kommen, um Allah anzubeten.

Und doch war die Mumtaz nur ein sterbliches Weib, keine Heilige; mit ihrem wirklichen Namen hieß sie Arjemund Banu, ihr Vater Asaf Khan Yamin ud Daula, sie wurde die Frau des Schahs und starb im Kindbett. —

Die Sonne scheint auf das Wunder des Taj; die Sonne löst das Marmorwerk, göttlich, als wäre es aus Mondstrahlen, Sterngefunkel, Milchstraßennebel erbaut, in eitel Licht auf. Taj ist wirklich eine Wolke ge-

worden, schimmerndes Phantom — nur das kleine dunkle Tor, nicht größer als ein Sarg, ist Wirklichkeit.

Sie war wohl jung, sie war jung, Arjemund Banu, Mumtaz i Mahal, die jüngste unter den Frauen des Schahs, dem das Land gehörte, Indien, mit allen Frauen, allen Schätzen, sein war Macht und Herrlichkeit der Erde.

Wie klein ihr Sarg, hinter dem Spitzenschleier aus Marmor, unter dem Baldachin aus Edelsteinen! Die Blumen, die den Marmor ritzen, Jasmin, Rose, Feuerlilie, Veilchen und Lotos, sind aus allen Edelsteinen, um den Duft der blühenden Blumen in das Schattenland des Todes zu verpflanzen; aus Beryll, Chrysopras, Aquamarin, Karneol, Koralle, Amethyst und dem seltenen Sung-Nakhud, den man im Fluß Kumaun findet.

Wie klein ist dein Sarg, Mumtaz, welch ein Riesendom für solch einen winzigen Sarg. Du warst sehr jung, die Frauen des Schahs waren alle in den Künsten der Liebe erfahren, sie kannten den Krampf, die Lockerung und Lösung, das Verzögern, die rauschende Überstürzung. Du kanntest nichts. Keine der zahllosen Stellungen des Genusses war dir bekannt, du warst aus königlichem Geblüt, der großen Nurmahal Lieblingskind, du warst jung, wie hättest du von den Künsten gewußt, du warst jung und klein, jünger als alle Frauen des mächtigen Herrschers, vielleicht hast du kindisch einen glänzenden Stern an einem seidenen Kettchen in deinem jungen Haar verborgen, das war dein einziges Geheimnis. Deine Hände waren zart, wie die Zehen des jungen Rehs, deine Lippen ganz klein und schmal und röter als die all der anderen Frauen, du warst so zart, Mumtaz, daß das Kind, das du gebären solltest, deinen jungen Leib zerriß. Wie zart war der mächtige, fächerbärtige Schah, als er sich über dich niederbeugte, um dich nicht zu zerreißen mit seiner Begierde, du legtest deine kleine Hand über deine Augen, den Handrücken über deine Augen, die Handfläche, die die Dienerinnen dir mit Blütensaft rot gefärbt hatten, nach außen gekehrt, du warst so jung, darum der überirdische Schmerz des Herrschers über Völkermillionen, darum dieses Wolkenwunder aus überirdischem Steinkristall, das sich im Wasser spiegelt — wärest du älter geworden, nie hätte Schah Jehan dir diesen Dom gebaut, nie aus dünnen Buchstaben von schwarzem Marmor die neunundneunzig

heiligen Namen Gottes in deinen kleinen, schmalen Sarg weißeln lassen! Wärest du älter geworden, Mumtaz, er hätte sich eine Jüngere gesucht, das ist der Lauf der Welt, und du wärest begraben, irgendwo, niemand kennt die Gräber der anderen, ja selbst Nurmahals Grab ist unbekannt, aber deines kennt die Welt des Islam, Indien, die ganze, weite Welt . . .

„Your Honor,“ sagt der junge Führer, der mich nächsten Morgen durch die Moscheen, die Paläste, die Trümmerstätten des Forts führt, der Festung von Agra — er heißt Aziz Khan, sein Beruf, er ist Führer —, „your Honor, wir steigen nun die Treppen hinauf zum Palast Schah Jehans. Mumtaz i Mahal war seine Lieblingsfrau, neben ihr hatte er zweihundertdreißig Sklavinnen — das ist viel, wenn man Akbärs Genügsamkeit in Betracht zieht, wenig, wenn man bedenkt, daß Jehangir über tausend besaß —, aber Mumtaz, der großen Nurmahal leibliche Nichte, war seine Bevorzugte. Sie war sechsunddreißig Jahre alt . . .“

„Sechsunddreißig!!“

„. . . als sie starb, im Kindbett, nachdem sie ihrem Gatten bereits vierzehn Kinder geboren hatte . . .“

„Vierzehn!!“

„. . . darunter Jehanara, die allzeit Getreue, die bei Schah Jehan blieb, als ihr Bruder, Mumtaz' Sohn, der mächtige, tückische Aurengezeb, seinen Vater hier in diese Festung sperren ließ, wo er sieben Jahre lang festgehalten wurde. — In einer Nacht, als sie den siebenten Monat schwanger war, weckte Mumtaz ihren Gatten und sagte: „Das Kind weint in meinem Leibe!“, und dann sagte sie noch: „Oh, diese meine Augen haben einen lieblichen Freund gesehen, nur eine kurze Weile! Schmerz und Trennung ist unser Los, o mein Geliebter, weine Tränen von Blut, denn der Tag unseres Scheidens ist gekommen, ich höre das Kind weinen in meinem Leibe!“ Und wenige Stunden später hatte das Kind sie getötet. Sie war von heiterem Gemüt, der Schah hat sie nie verschmerzt. Er hat einen Feldzug gegen das südliche Indien unternommen, aber nach Mumtaz' Tode mißglückte alles, Hunger und Pestilenz befielen das Reich, und er wurde ein Gefangener seines Sohnes. Als er zu sterben kam, bat er seinen Sohn, er möchte erlauben, daß man ihn auf einer Bahre zum Balkon über dem Fluß trage — nicht weit, nur drei Gemächer weit von der Kammer, in der

er so lange gefangen gegessen hatte —, um in der Ferne über dem Fluß den Dom noch einmal zu sehen, den er seiner Liebsten errichtet hatte, Taj, den Marmordom. Aurengzeb ließ dem Vater sagen, daß dagegen nichts einzuwenden wäre, und so starb Schah Jehan, in den Armen seiner treuen Tochter Jehanara, die Augen auf Taj gerichtet, den Dom in der Ferne.“

„Your Honor,“ sagt Aziz Khan des weiteren, „es wird berichtet, daß Prinzessin Jehanara die Mitgift ausschlug, die ihr Bruder Aurengzeb ihr schenken wollte, fünf Lakh Goldrupien, damit sie sich ihrer hohen Geburt entsprechend verheiraten könne. ‚Ich nehme von dir kein Geschenk an,‘ sagte Prinzessin Jehanara, ‚ich bleibe meinem toten Vater treu!‘ Die anderen Geschwister aber hielten es mit Aurengzeb, denn er hatte die Macht!“

„Gehen wir unter diesen Kolonnaden über den Hof,“ sage ich dem Führer, „denn die Sonne brennt sehr heiß herab!“

„Sehr wohl, your Honor! Hier, sehen Sie, bitte, das Gold an der Decke — so war der ganze Saal geschmückt. Marmor die Wände, aus kostbaren Steinen eingelegt Blumen, dies ist der Jasminpavillon, weil lauter Jasminblüten in die Wände eingelegt sind, aus Topas, Elfenbein, Achat, Canaraporzellan und die Blätter aus Malachit. Hier, nebenan, in den kleinen dunklen Gemächern, waren die Bäder für die Frauen, die heißen, tiefen Marmorbassins, mit den zahllosen kleinen Spiegelchen in den Wänden, zwischen dem Gold und den Edelsteinblumen. Dort war das Gemach der Mumtaz — sehen Sie die Nischen im Marmor? In diese hinein legte sie ihre Armspangen, ihre kostbaren Halsgehänge, ihre Fußreifen, Ringe und Perlenschnüre. Wir treten jetzt in den kleinen Raum ein, bitte betrachten Sie hier diese aus dem Fußboden kunstvoll ausgeschälte Marmormuschel mit der Röhre in der Mitte: es war das Fußbad von duftendem Wasser, die Herrschaften wuschen sich erst die Füße, ehe sie nebenan in den Speisesaal gingen, von dem man — bitte treten Sie auf diese Seite — den Blick auf den weiten Hof hat, vor uns; aber betrachten Sie erst die Verzierungen an der Decke, an den Wänden des Saales, es sind die kostbarsten von allen. Hier stand die Tafel; als vor zwölf Jahren der Prinz von Wales, Seine Königliche Hoheit, das Fort von Agra mit seinem hohen Besuch beehrte, geruhte er, mit seinem Gefolge in diesem Saale einen Lunch einzunehmen.“

„Was sind das für Türen dort drüben in dem breiten weißen Bau, am anderen Ende des Hofes?“

„Das, your Honor, sind die Türen, hinter denen sich die Wohn-gemächer der zweihundertdreißig Sklavenmädchen befanden. Der Hof hier unter uns, mit dem Springbrunnen in der Mitte, es schwammen Goldfische in dem Bassin, hieß der Rebenhof, weil zierlich gebaute Rebenstöcke in ihm standen, Arabesken-Ornamenten ähnlich. Wenn die Herrschaften gespeist und die Mumtaz und die Töchter des Schah sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatten, dann traten aus den Türen dort drüben die zweihundertdreißig Frauen heraus und warteten. Hier aber stand Schah Jehan und wählte unter ihnen aus.“

Sie traten aus den Türen, dort drüben, angetan für die Nacht, welche preßten ihre Brüste an die Marmorbrüstung und warteten, andere hockten nieder auf seidene Kissen und hoben die Arme über den Kopf, um das Geschmeide in ihren Haaren zu ordnen, und noch andere standen still und warteten auf den Blick des Herrn, der drüben in der Marmorhecke stille stand und seine Augen von einer zur anderen wandern ließ.

„Das Schönste aber, your Honor, war der Baldachin, the Panoply, über dem Rebenhof: ein blaues seidenes Tuch, über den ganzen Hof gespannt, das die Sonne abwehrte; diese Decke war mit roten, gelben und weißen Blumen und Zieraten kunstvoll bestickt und benäht, wie berichtet wird, darunter war es kühl und schattig bei Tag, alles hatte ein blaues Licht und golden. Wenn die Nacht kam, dann wurde dies Dach fortgezogen, und der Sternenhimmel schien über dem Hof — hier aber sehen Sie die vielen ganz kleinen Nischen in den Marmorwänden, jede von einem Kranz aus eingelegten kostbaren Edelsteinblumen umgeben: hierher in die vielen kleinen Nischen stellten die Sklavinnen Lampen aus Gold, in denen wohlriechendes Öl brannte. Dann führten, auf jener Marmorestrade, die zum Rebenhof hinunter führt, Mädchen Tänze auf, die Musikanten aber saßen, unsichtbar, hinter jenem verdeckten kleinen Erker aus Marmor . . .“

Schah Jehan, Rebenhof, Marmordom Taj, wie könnte ich euch je vergessen, wie werde ich dich je vergessen können, wunderbares, wunderbares Indien!

4

„... Des heil'gen Stromes Well'n ...“

Benares

Frühmorgens, wenn in den Kasernen der englischen Garnison die Reveille geblasen wird, geht die Sonne auf über dem flachen, rechten Ufer des Ganges — hier aber, am linken, hoch gebauten, steigen über viele Treppen der heiligen Stadt Benares die Scharen der Frommen zum Strom hinab, um in ihm zu baden.

Vor Dasasamedh-Ghat, der Stelle, an der Brahma dem Strome sein Zehn-Pferde-Opfer dargebracht hat, wartet das Boot, das uns gangesaufwärts die vielen Badeplätze entlang führen wird, bis zum Chauki-Ghat mit dem Feigenbaum, unter dem, auf hohem Säulenbau, der aus dem Wasser emporragt, unter großen gelben Bastschirmen in sich versunkene Mönche und Pilger, gelbgewandet, aschebestreut sitzen — sodann gangesabwärts, den Ruderern des schweren Bootes willkommen, bis zu den spitz und hoch in die Luft stechenden Minaretnadeln der Aurengzeb-Moschee, einem kecken, aufreizenden Bau, der über Pantschganga-Ghat, dem heiligsten Badeplatze, zur Demütigung der Hindu erbaut worden ist — von ebendemselben üblen Burschen Aurengzeb, der, aus Mumtaz i Mahals Flanken geboren, seinen Vater einsperren ließ, ein gewaltsamer Eroberer wurde, Herrscher über das gewaltige Mogulenreich, das nach seinem Tod bald auseinanderfiel. —

Pantschganga-Ghat ist die Stelle, durch fünf riesige, aus der Stadt herabführende Treppenfolgen bezeichnet, wo sich der Hindusage nach unterirdisch fünf Ströme im Ganges begegnen.

Alle Ghats, d. h. Badestellen, haben ihre Legenden. Über die abschüssigen Stufen der in weitem Bogen an den heiligen Strom hingebauten Stadt steigen, in bunten Gewändern, am kühlen, golddurchwirkten Morgen unzählige Menschen, Pilger und Einheimische, Heilige und Sünder, Greise, Witwen, Kinder, in das noch dunkle Wasser hinab, um die Sonne aus den Fluten heraus zu begrüßen, das Leben eines Tages zu weihen. An einen Ghat jedoch, von dem immerfort Rauch sich erhebt, steigen Pilger nicht mehr hinunter, sondern werden, in Tücher gehüllt, unter Gesängen und Geschrei getragen: das ist der Verbrennungs-Ghat der Glücklichen, die ihre irdische Pilgerfahrt in der heiligen Stadt beenden durften. Ihre Leichen werden, ehe sie,

auf den Scheiterhaufen gelegt, lodern, glimmen und in Asche zerfallen, hier noch einmal bis an die tote Brust in die Fluten des Ganges getaucht, worauf sie das höchste Wesen stracks zu sich in den Himmel emporzieht — an der kleinen, zierlichen Haarsträhne, dem Memento-mori-Zöpfchen, das jedem gläubigen Hindu am Hinterkopf baumelt. Glücklich, glücklich der Hindu, den der Tod in Benares ereilt. Stracks gelangt er in den begehrten Himmel, dem jeder vom Tage seiner Geburt an entgegenlebt. —

Wenn in den Kasernen der englischen Garnison dann mit Schießübungen begonnen wird, sind die Hindu mit Baden fertig und haben, im gelben Wasser stehend oder auf Steinplattformen der Ghats regungslos sitzend, mit der Anbetung der Sonne, des Stromes, der vielgestaltigen, Eines bedeutenden Gottheit begonnen.

Prunkend in majestätischem Leuchten steigt die Sonne über dem Ganges empor. Der Strom führt in seinen schlammig gelben Gewässern Silberwellen, Goldsträhnen, Blumen, Kränze und Gewinde bunter Tempelblüten mit sich. Zwischen den braunen Leibern der Badenden, der Untertauchenden, der mit über den Kopf emporgereckten gefalteten Händen aus den Fluten Auftauchenden schwimmen und treiben die frischen Blumen den Strom hinab.

Von der Sonne geblendet, fasziniert, hypnotisiert — geblendet nicht minder vom inneren Licht, steigen die Andächtigen in das seichte Uferwasser des Stromes hinunter, das sich wenige Schritte weit von den Treppenstufen zu gefährlich reißenden Wirbeln verschlingt.

Die verschiedenen Uferstellen, an denen gebadet wird, haben besondere Bedeutung, sind aus bestimmten Gegenden eintreffenden Pilgern vorbehalten, verschiedenen Gottheiten geweiht. Nicht weit vom Zehn-Pferde-Ghat ist Manikarnika-Ghat gelegen, so genannt nach dem Ohrring, den Schiwa hier in den kleinen Teich oberhalb des Ufers geworfen hat. Die Fußspur des Gottes bewahrt der Stein. Dieser Ghat ist heute, am Neumondstage, besonders belebt. Die Badenden haben ihre Gewänder unter den Bastschirmen der Priester gelassen oder in den Strom mitgenommen, um sie vom Wasser heiligen zu lassen. —

An einer besonderen Stelle baden die Witwen. Sie stehen im Wasser, angetan mit ihren armen, dürftigen Tüchern, die um ihre traurigen,

abgemagerten Körper klatschen. Sie haben die Augen geschlossen, die Hände gefaltet, sie müssen die Schuld ihres Lebens vor der Geburt büßen: hätten sie in einer früheren Existenz nicht fremde Ehen gestört, Gott hätte sie in dieser nicht Witwen werden lassen. Diese armen Frauen tragen ihr Haar ganz kurz geschoren, man sieht neben alten ganz, ganz junge, Kindwitwen*; das Los dieser ist besonders trostlos; sie sehnen sich nach dem Flammentod an der Seite ihres toten Gatten, der ihrem leidzerwühlten, elenden Dasein wenigstens ein rasches Ende bereitet hätte.

Die fremden Usurpatoren haben den Sutties, von denen rote Gedenksteine und Kapellen am Ufer Kunde geben, wohl ein Ende gemacht, der Barbarei der Kinderehen, der furchtbaren Lage der Witwe in Indien aber haben sie keinen Riegel vorgeschoben!

Langsam streuen die armen Frauen aus kupfernen Schalen Blüten, Blüten in die Fluten vor sich hinaus, neigen den Kopf hinter den betend vorausgestreckten Händen, ihre Lippen bewegen sich leise, ihre Augen sind zu, blind ist ihre Seele . . .

Das Bad der Männer vollzieht sich heiterer im kraftgebenden Element. Manche wagen sich weit hinaus in den Strom; kräftig vorwärtsstoßend, zerteilen sie die heilige Flut.

Ein Blinder tastet sich an langem Bambusstab hinaus, mit emporgewandtem, lächelndem Antlitz singt er laut, daweil sein Körper immer tiefer im Wasser versinkt. Hier säubern Brahminen, an der Schnur um ihren Leib erkennbar, ihre Gewänder, wringen sie aus, bearbeiten sie mit Klöppeln, ziehen trocknend die Schnur durch die Finger.

Erstarrt und aufrecht, geblendet von der Sonne, den Wasserfluten standhaltend, stehen hier und dort Verzückte, Gebete murmelnd, ganz nahe vor den Rudern unseres vorbeistreichenden Bootes.

Nach dem Gebet waschen sich welche mit Seife aus Kokosfett — Seife aus animalischen Substanzen ist verpönt, das Tier ist ja heilig! — auch sieht man hier und dort Männer und Frauen, die sich über und über mit Gangesschlamm bestrichen haben, die kleine Holzstäbe in den Schlamm stecken, um sich dann damit die Zähne zu putzen.

* 1924 zählte man: 2500000 Ehefrauen unter 10 Jahren, 112000 Witwen unter 10 Jahren.

Wie im Teich der Goldlilien im Tempel von Madura tauchen die Frommen zehnmal, hundertmal unter, kommen immer wieder mit einem neuen Namen des höchsten Wesens auf den Lippen, in der gurgelnden Kehle, an die Oberfläche. Erst der hohe Mittag verdrängt die Andächtigen aus dem Wasser — auch die Sorge um den leiblichen Tag jagt sie in die Stadt zu ihren Geschäften zurück, nachdem sie für vierundzwanzig Stunden die Heiligung ihres Körpers und ihrer Seele vollzogen haben.

Hoch sind die Ufer der heiligen Stadt, tief reichen die Abhänge zum Strom hinunter. Riesige Paläste stehen über den Ghats, Herbergen für Pilger aus allen Teilen Indiens, zumeist von den Maharadschas der Provinzen gebaut. Man sieht auf den offenen Altanen, Terrassen und Erkern dieser Paläste nackte Männer turnen, Keulen schwingen, Ringkämpfe, allerlei Körperübungen vollführen. Viele Paläste sind geborsten, mit den Umfassungsmauern, den Fundamenten, mitsamt den Kapellen und Türmen, die sich unter ihrem Wall befanden, ins Wasser gesunken, im Ganges versunken. Zur Monsunzeit schwillt der Strom mächtig an, braust stürmisch die Treppen empor, höher zur Stadt, und reißt, wenn er zurückweicht, festen Stein, Stockwerke, Hügel, Bäume, Menschen und Tiere mit sich in die donnernde Tiefe.

Aus Höhlen, unter den Treppenfluchten, Kanälen, die in die Fundamente der Paläste gebohrt sind, sprudelt es grau hervor, Kaskaden von Abwässern der Stadt; Unrat, tote Katzen stürzen neben den Badenden am Fuß der Treppe in den Strom hinunter.

Zwischen den Säulenplattformen, die die Treppen und Ghats voneinander trennen, sind Kapellen errichtet, in denen Ganescha, Hanuman, dem dreieinigen Gott Brahma Wischnu Schiwa geopfert wird. Die meisten dieser Kapellen sind dem Urgott Lingam, dem Symbol der Zeugung, geweiht. In hundert Varianten, blutrot bemalt, aus schwarzem, aus weißem Marmor, Eisen, Messing, wiederholt sich Lingam das Ufer entlang über alle Ghats, alle Treppenfluchten, Säulenplattformen. Verborgен unter dem Dach eines kleinen nepalesischen Tempels mit Skulpturen obszöner Geschlechtsakte erhebt sich ein kurzer, grauschwarzer Granitlingam, auf den sich unfruchtbare Frauen mit gespreizten Beinen niederhocken, betend, Blumen zwischen den Fingern zerkrümelnd.

Eine Kapelle unter dem Palast des Maharadscha von Gwalior tönt laut von Glockenschlag und Hörnerschall — dort schwingt ein Sadhu, ein nackter Riese mit langem, dickem, rötlichem Haupt- und Barthaar, sein ganzer Körper ist weiß vor Asche, den Klöppel der ehernen Glocke zu Ehren Lingams, der, mit Blumen und Laub über und über bestreut, sich im Allerheiligsten emporreckt: ein abgeschliffener Säulenstumpf, in das kreisrunde Loch des Altars hineingebohrt.

Aus einem hohen, buntbemalten, ganz neuen Haus über dem roten Tempel des Ganesch tönt betäubender Lärm bis an unser Boot herab; Geschrei, Gekreisch, Gesang schriller Frauenstimmen. Seit Wochen sitzen dort oben, in den leeren, eben fertiggewordenen und frischgetünchten Wohnräumen des Hauses, das sie durch den Gesang heiliger Weisen weihen sollen, fromme Weiber, arme Witwen. Der reiche Hausherr, ein Juwelenhändler, wird mit seiner Familie in das Haus einziehen, sobald diese religiösen Trockenwohner ihr gottgefälliges Werk vollbracht haben. Dann wird der Gesang, das Gekreisch aus einem anderen Neubau ertönen . . . Viele Hunderte armer Frauen leben von diesem absonderlichen Geschäft.

An einem Ghat schwingen auf den Spitzen hoher, dünner, schwankender Bambusstäbe viele kleine Bastkörbe im Morgenwinde hin und her — die Akasdeas. Zu Ehren der Gottheit, die ihnen himmlisches Licht spenden wird, zünden Gläubige in besonderen Nächten kleine Laternen in den Körbchen an.

Ein Feigenbaum, ein Bô, hier Pippel genannt, wächst, breit und mit herrlichem Laub, hoch oben an der Umfassungsmauer eines Palastes. Eine Prozession hellblau, hellrot, hellgelb gekleideter Frauen, Pilgerinnen aus dem südlichen Madras, kreist unaufhörlich um den Stamm des heiligen Baumes, Gebete singend, mit zarten, andächtigen Stimmen, die wie Vogelgeschrei zu uns auf das Wasser herunter tönen!

Die Sadhus, oft zweifelhafte Gesellen, graubemalte Scharlatane, die es auf Backschisch und nicht auf jenseitige Seligkeit abgesehen haben, sitzen auf Matten, in Häusernischen, murmeln von Rosen-

kränzen die heiligen Namen ab, haben Schalen mit Reis und Kupfermünzen, ein kleines Messinggefäß fürs heilige Gangeswasser, kleine Laterne, seltsam geformten Knotenstock vor sich hingestellt. Um sie herum Volk. Naht ein Fremder, so grinst ihm das hellgrau bemalte Gesicht des „Heiligen“, mit aschgrauen Wimpern unter dem dicken, gedrehten, pudelartig langen Haar, gierig entgegen. (Einen Sadhu sah ich in Kalkutta, er hatte einen kleinen Schiebkarren, der mit aufrecht hineingepflanzten Nägeln bespickt war, neben sich stehen. Als ich meine Nickelmünze in die Reisschale geworfen hatte, erhob sich der Sadhu von seiner Matte, setzte sich mit seinem hellgrauen Hintern auf die Nägel und blieb so lange sitzen, bis ich den Backschisch verdoppelt hatte. Dann begab er sich ganz pomadig auf seine Matte zurück, nahm eine kleine Eisenröhre, stopfte sie mit glühendem Holz und fing — ich glaubte schon, jetzt wird er die Nägel erhitzen — zu rauchen an. Als er bemerkte, daß wir Umstehenden zu lachen anfangen, legte er seine Zigarre weg, faltete die Hände und fing energisch zu beten an.) Einen anderen Sadhu sah ich, in Benares: ein ganz normal entwickelter Männerkopf mit langem schwarzen Haar und Bart saß auf dem nackten, grau bestrichenen Körper eines zwei Jahre alten Kindes. Dieser Heilige, der mit Augenliderblinzeln und Lippenbewegungen fromme Gebete von einem Rosenkranz, der ihm zwischen den winzigen Kinderfingern lief, fallen ließ, saß auf einem Holzstühlchen, von Blumen umgeben, mitten auf dem Fahrdamm, der zu Manikarnika-Ghat führte, und hatte einen Manager, der die Backschischmünzen in Empfang nahm. Er hatte großen Zulauf, war vierzig Jahre alt und kam von der hochberühmten Pilgerstätte Rameschwaram.

Auch einen weiblichen Sadhu bemerkte ich, ein fettes, noch jugendliches Frauenzimmer, das das Gesicht reichlich mit Asche bestrichen hatte, im übrigen aber ganz dezent angezogen war. Auf Almosen reagierte sie wenig. Arme Bauersfrauen hockten vor ihr und flehten ihren Segen auf kranke Kinder hernieder. —

Das Volk nimmt diese Fakire nicht ernst. Die wirklichen Sadhus wohnen ja in den Wäldern. Wunderwirkende, wie jene weitbekannten, die einen Zwirnknauel in die Luft werfen und an ihm in die Höhe klettern, sind von smarten Unternehmern längst nach Amerika hinübergeführt worden und geben in Chikago und Los Angeles Privatstunden. —

Khaschi, die Geliebte — dies ist der Hinduname für Benares, zieht aus allen Teilen Indiens Gelehrte, Weise, Heilige heran, die einen hohen Grad von Vollendung, Verklärtheit erreicht haben und in Betrachtung der Gottheit versunken, in Unbeweglichkeit angesichts des heiligen Stromes die Tage ihres Lebens verbringen.

Diese Sanyasins sind an ihren ockerfarbigen Gewändern (ähnlich denen der Buddhapriester) zu erkennen, an ihren langen, dünnen Bambusstöcken, von deren Spitze ein ockerfarbiges Fähnchen weht. Sie rühren kein Geld an. Haben keine Wohnstätte. Führen eine Messingschale mit sich, die sie jeden Tag, den ihnen Gott schenkt, nacheinander vor fünf Türen hinhalten. Fünf, nicht mehr. Aber schon an der ersten wird der Napf mit Reis gefüllt — denn der Schenkende ist besorgt, seine Tür könnte die fünfte sein, und wenn nach der fünften der Napf leer ist, muß der Sanyasin den Tag hungern.

An vielen Stellen der Ghats sieht man diese Menschen, diese Vollen-detten, Wunschlosen sitzen. Unter Bastschirmen hocken sie auf Bastteppichen. Sie haben glattgeschorene Köpfe, rasierte Gesichter, Gesichter von oft durchdringender Schönheit, erhabener Ruhe. Mit untergeschlagenen Beinen hocken sie über dem Strom, stumm, man kann nicht sehen, daß sie beten. Wäre ihre Kleidung nicht, ihre Schönheit, der tiefe Schlaf ihres Körpers, in dem die Seele wach ist, verriete dem Schauenden dennoch ihr rätselhaftes, unergründliches Wesen.

Einem Sanyasin sah ich eine ganze Stunde zu. Um ihn nicht zu stören, stand ich abseits, von Backschischjägern umschwärmt. Der Heilige saß allein auf einem hohen Säulenstumpf. Unter seinem Sitz war in Riesenlettern EDDIE POLO zu lesen, ein Kinoplakat.

Die Brahminen haben viele Gebärden, um die Gottheit anzubeten. Es sind unter den am Strome Hockenden viele sehr alte, viele auch sind noch sehr jung. Mit reglos der Sonne zugewandtem Gesicht sitzen sie da und murmeln. Die rechte Hand steckt in einem roten, einem Strumpf ähnelnden Beutel, darin sind Körner, jedes einen der heiligen Namen der Gottheit bedeutend, ohne Ende; die Rechte ballt sich um ein Büschel heiligen Grases, Kuß genannt.

Mit über dem Kopf gekreuzten Händen wird die Sonne, mit weit ausgebreiteten Armen Wischnu angebetet. Den heiligen Strom Ganges betet man an, indem man auf einem Bein steht, die Ferse des anderen

ans Knie gepreßt, und sich mit der linken Hand die Nase zuhält. Das Gesicht ist dem Stromlauf nach seiner Mündung zugekehrt. Ich sprach gelehrte Hindus in Universitäten, Ämtern und Würden, die verlegen wurden, wenn sie auf Benares zu sprechen kamen. Ich erfuhr, daß sie zuweilen doch nach der heiligen Stadt reisten, um sich in den gelben Fluten zu heiligen, Opfer zu bringen dem Strom, der, aus Wischnus Haupt entsprungen, in mächtigem Bogen sich hier noch einmal dem Himalaja zukehrt, sich an ihn erinnert, ehe er südwärts, ostwärts, dem Brahmaputra zustrebend, in tausendfach zerfasertem Delta das Bengalische Meer erreicht.

Gestern sah ich durch die Bazarstraßen einen Leichenzug sich bewegen. Laut singende Männer trugen auf ihren Schultern eine Bambusbahre rasch, fast laufend dahin. Auf der Bahre lag, in Purpurtücher gehüllt, der Körper einer Frau. —

Heute liegt dieser Körper am Verbrennungs-Ghat, Pari Jalsai, auf einem hochgeschichteten Holzhaufen und brennt. Die Flammen haben schon das dünne Tuch, das die Füße bedeckte, verbrannt. Die hellen Fußsohlen sind zu sehen. Die großen Zehen sind unnatürlich gedunsen, die Haut halb verkohlt, halb glänzend und geborsten über dem Fleisch.

Oben auf der Höhe über dem Ghat schreien, scherzen, balgen sich schmutzige, in Lumpen gekleidete Menschen, es sind die Parias, die niederste Kaste. Sie verkaufen das Stroh, womit die Scheiterhaufen angezündet werden. Auch eine Stelle, unten an der Treppe, beim Ghat, dürfen sie betreten, dort füllen sie dann, wenn die Leiche mitsamt dem Holz verbrannt ist, Kohle und Asche in Säcke und verkaufen sie in der Stadt. Die Wasserpfeifenraucher bevorzugen diese Kohle für ihren Tabak. Um die Aschensäcke scherzen, schreien, balgen sich die Parias und die Kinder der Parias. —

In schneeweißem Trauergewand schürt der Gatte der Brennenden, ein junger Mensch, mit einem Bambusstock den Scheiterhaufen. Sein Haar ist, bis auf die kleine Strähne am Hinterkopf, wegrasiert. Nicht weit vom Scheiterhaufen rasiert ein Barbier dem kleinen Sohn der Brennenden das Kopfhair weg.

Langsam steht der Gatte auf, holt ein irdenes Töpfchen, wickelt einen langen Blumenkranz darum und legt es der Brennenden auf den Kopf, dorthin, wo sich unter dem Tuch der Mund befinden muß.

Dann trägt er fünf dünne Scheite herbei und legt sie umständlich an das Kopfende. Eine von den umherstreunenden weißen Kühen kommt heran und frißt die Blumen vom Mund der Brennenden weg. Ihr Maul verfängt sich im Purpurtuch, eine Flamme schlägt unter dem Tuch in die Höhe, brüllend galoppiert das Tier davon. Auf einer Stufe, über dem Verbrennungs-Ghat, betet ein junger Sadhu, grau, von weißen Kühen umgeben. Ein totes Kalb liegt in der Nähe des Scheiterhaufens. Nicht weit davon schabt sich ein Aussätziger mit zertrümmertem Gesicht, abgefaulten Fingern, mit einem Holz seinen blutigen Armstumpf. Um ihn herum Leere.

Die tote Frau brennt jetzt lichterloh. Der Gatte hat sich weit weg auf eine Stufe gesetzt. Er hat den Bambusstab zwischen den Knien, blickt auf den brennenden Haufen hinüber. Neben ihm andere Leidtragende; der kleine Sohn, in sich gekauert, mit glänzendem Schädel, im Sonnenlicht.

Während unser Boot hält, bringt man von oben aus der Stadt, singend und schreiend, eine neue Leiche herbei. Die Träger lassen den mit blauem Seidentuch zugedeckten Kadaver, der auf die Bahre gebunden ist, bis an die Brust in das Gangeswasser gleiten, wickeln dann die Hülle vom Haupt des Toten, es ist ein alter Mann mit grauem, fettem Gesicht, weißem Bart, Glatze; der Kopf ruht auf der linken Wange, das Gesicht blickt flußabwärts. Die Träger besprengen das tote Gesicht mit Wasser aus dem heiligen Strom, zehnmal, zwanzigmal. Daweil wirft man von den oberen Stufen schon Holzscheite herunter, für den neuen Scheiterhaufen. Bei den Strohbündeln oben schreien und gestikulieren die Parias zu den Parias unten um die Aschensäcke hinunter. Die Sonne brennt bereits glühend auf das Verdeck unseres Bootes, auf dem wir in bequemen Korbesseln gesessen haben. Es ist Zeit, heimzukehren.

Mächtige Ströme sah ich in vielen Ländern, die Donau, den Rhein, Wolga, den breitrollenden Mississippi, den Nil, den schäumenden Frazer Britisch-Kolumbiens. Keiner ergriff mein Herz wie der kleine Jordan. Keiner aber erschütterte mich tiefer als dieser hier, der erhabene Strom, Ganges, der heilige Strom eines der alten Völker dieser Erde. Reißend und furchtbar strömt er an der geheimnisvollen Stadt vorbei.

Und doch — unaufhörlich und wunderbar tönen und klingen mir jene so zarten, so lieblichen Verse Heines, jene Takte Mendelssohnscher Musik im Ohr, zu den schrecklichen, rätselhaft fremden Visionen, die das Ufer an mir vorbeigleiten läßt . . .

Dieser Glaube der Hindu, brausend und tief, schwer und ungelöster Schauer voll, hat dem Menschengeschlecht eine neue Offenbarung geschenkt, den großen seligen Menschen dieses neuen, unseligen Zeitalters, den Liebenden, Zartesten, den aufs neue wiedergekehrten Avatara Wischnus, wie Rama Krischna, ja, wie Buddha und Jesus, den Erlöser des Volkes aus dem Banne der Finsternis: Mahatma Gandhi. —

Besuch bei Gandhi

Sanfter als eine Blume,
Härter als der Diamant

Ich werde die folgenden Zeilen niederschreiben, wie die Erinnerung sie mir eingibt. Die spärlichen Stichworte, die ich niederschreiben konnte, während ich vor ihm saß, werden den Gang dieser Zeilen zu lenken suchen, aber ich werde keine Sorgfalt daran wenden, wie ich diese Zeilen nacheinander aufs Papier bringe. Am liebsten schriebe ich sie gar nicht auf, sondern spräche alles vor mich hin, bei besonderen Gelegenheiten, im Kreise von Freunden, auserwählten Menschen, mit geschlossenen Augen, wie im Traum. Darum: wer Ohren hat, höre. —

Ein Bekannter in Bombay, der Kaufmann Trivedi, beförderte meinen Brief an die ihm bekannte, gegenwärtige Adresse des Mahatma, der seit Wochen das Gebiet Cutch an der Nordwestküste Indiens bereiste. Mahatma Gandhi fuhr dort, wie die Zeitungen berichteten, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, weil das Volk dieser armen und verlassenem Gegend schon lange nach ihm verlangt hatte.

Am 2. November, einem Montag, brachte mir Herr Trivedi das Telegramm ins Hotel; es war im Ort Bhuj aufgegeben und lautete:

„German friend can see me Sabarmati saturday 4 pm. Gandhi.“

In den folgenden Tagen blieb ich meist im Hotel, ich las das Buch Romain Rollands über Gandhi wieder, dieses Buch der Liebe und Andacht, das mir seit einem Jahr bekannt war. Ich las es diesmal in der

englischen Übersetzung von L. V. Ramaswami Aiyar, in einer von einem Verleger in Madras besorgten Ausgabe. Außerdem las ich eine Sammlung von Aufsätzen des Mahatma aus seiner Zeitschrift „Young India“ wieder und zuletzt noch eine Reihe von Zeitungsausschnitten, die sich mit der Propagandareise des Mahatma durch den Cutch, d. h. mit der jüngsten Phase seiner Tätigkeit befaßten.

Rollands Buch schließt mit dem Märztag 1922, an dem der Mahatma seine mit sechs Jahren bemessene Strafe im Gefängnis von Sabarmati antrat. (Sabarmati ist ein kleiner Ort, fünf Meilen vor Ahmedabad gelegen; er ist nach dem breiten, meist ausgetrockneten Fluß benannt, an dessen Ufer auch die Aschram, d. h. der Wohnsitz und die Lehr-gemeinde des Mahatma, sich befindet.)

Wie bekannt, wurde der Mahatma im Winter 1923 durch die Arbeiterregierung Englands, an deren Spitze Ramsay MacDonald stand, aus dem Gefängnis befreit. Er hat sich seither in seiner agitatorischen Tätigkeit mehr und mehr dem „konstruktiven“ Teil seines Programms zugewandt, dessen Befolgung er seinen Anhängern als letzte Mahnung und Vermächtnis auftrug, ehe sich das Gefängnistor hinter ihm schloß. Dieser „konstruktive“ Teil umfaßt:

1. die häusliche Spinnarbeit auf dem primitiven, aus Holz gezimmerten Spinnrad, der Scharka, um durch selbstgefertigte Kleidung, den Kaddar, die englische Textilindustrie aus dem Feld zu schlagen (und daneben dem im Winter untätigen indischen Bauer eine lukrative Beschäftigung zu verschaffen),

2. die Schonung und Verehrung der Kuh, wie sie der Hindu-glaube vorschreibt,

3. die Bekämpfung und Beseitigung der „Untouchability“, d. h. der Vorstellung, daß ein Mensch höherer Kaste durch die simple Berührung eines Paria bis zum Verlust seiner Kaste unrein werden muß (also im Grunde Kampf gegen das Sektenwesen, das der indische Mohammedaner und Buddhist nicht kennt).

Den „destruktiven“, besser gesagt — politisch-revolutionären Teil seines Programms —

Satyagraha, wörtlich: Streben nach Wahrheit, im speziellen Falle aber: Ablehnung des Zusammenarbeitens mit den Engländern, der englischen Regierung, durch stillen, gewaltlosen, passiven Widerstand

bzw. aktives Opfer seiner selbst, Verweigerung des Eintritts in Regierungsstellen, in von Engländern geleitete oder beaufsichtigte Schulen und Universitäten, Verweigerung der Steuern — hat Gandhi persönlich aufgegeben; er hat die Behandlung dieser wichtigen Materie der indischen Freiheitspartei, der Swaraj-Partei, überlassen, als deren Führer gegenwärtig, nach dem Tode C. R. Dass', der Pandit Motilal Nehru gilt. Die Swarajpartei, von der noch die Rede sein wird, ist bestrebt, die Lehren Gandhis unter der Devise: Swaraj durch Swadeschhi, d. h. Freiheit durch ökonomische Befreiung, womit auch die Rückkehr zur primitiven Bedürfnislosigkeit gemeint ist, durchzusetzen. Allerdings unterscheidet sie sich von dem ursprünglichen Vorsatz der Non-Cooperation wesentlich dadurch, daß sie ja wohl Zusammenarbeit mit den Engländern sucht, aber nur, um die Institutionen von innen zu sprengen. (Ähnlich lautete das Programm Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs inbezug auf den Standpunkt der Spartakusgruppe gegenüber dem Reichstag, auf dem Gründungstag der Kommunistischen Partei Deutschlands, Dezember 1918 — bei welcher Gelegenheit diese beiden Führer von den orthodoxen Revolutionären der Gruppe überstimmt wurden.) Eigentlich hatte Gandhi die „Non-Cooperation“ in ihrer schroffsten Form schon vor seiner Verurteilung aus taktischen Gründen aufgegeben; C. R. Dass hatte dann das Parteisystem dazu geschaffen.

Seit 1923 also befaßt sich Gandhi nicht mehr mit direkter politischer Arbeit. Doch seine ungeheure Gestalt wird jedesmal deutlich sichtbar, sobald eine wichtige und entscheidende Aktion, sei es in aufsteigender Linie, sei es in der Richtung des Nachgebens, Zurückweichens, des zeitlichen Kompromisses notwendig wird. Da ist dieses Menschen-gewissen das lebendige Feuer des Glaubens, die läuternde Flamme, in der alles Zweifelhafte, Zweideutige, Falsche verbrennt.

Er selber ist, wie jener andere Große, Lenin es war, jederzeit bereit, der Notwendigkeit zu gehorchen. Wenn er in seinem Programm, das ganz auf Ahimsa, d. h. Gewaltlosigkeit beruht, die unmittelbare Gefahr radikaler, stummer Weigerung erkennt, ist er der erste, die Hand zu erheben, die die Weichensteller zur Umstellung der Richtung ermahnt. Lord Readings, des soeben abtretenden Vizekönigs Vorgänger, Lord Chelmsford war es, der dem Mahatma vorstellte: die

Verweigerung der Steuern werde Indien in ein Schlachtfeld verwandeln. Aber vielleicht war, so versicherten mich Eingeweihte, die Erkenntnis wichtiger: daß die großen Textilindustriellen Indiens, die Spinnereibesitzer und Baumwollzüchter, ihrerseits die Steuern ja wohl bezahlen würden und es in ihrer Macht stünde, die von ihnen abhängigen, armen Befolger der Lehre des Mahatma einfach auszuhungern.

Sogar den Studenten, die auf sein Geheiß aus den Universitäten ausgetreten waren, gab der Mahatma den Rat, ihre Studien an den gleichen Anstalten wieder aufzunehmen, bis die Zeit reif sei.

Wann wird die Zeit reif sein? Sobald in Indien die Hindu mit den Mohammedanern sich zu einer kompakten nationalen Einheit zusammmentun, diese beiden grundverschiedenen, physisch und geistig elementar divergierenden Energien und Intelligenzen. (Die Zeit ist ferne, versicherten mich gelehrte Hindus. Die Zeit ist nah, versicherten mich Politiker.) Sicherlich hat der Mahatma unter den Hindus und den sanften Jains die übergroße Zahl seiner Anhänger. Das Problem des Kalifats geht die Mohammedaner näher an; sie studieren noch Fragen des westlichen Asiens. Dafür aber muß Gandhi europäisch gebildeten und gerichteten Indern gegenüber seine Taktik nicht mehr ändern. Sie stehen unter dem Banne.

Ich sage meinen Freunden in Bombay, später in Ahmedabad, Benares und Kalkutta: ich kann das Zurückweichen eines praktischen Politikers (wie Lenins in Fragen der neuen ökonomischen Politik z. B.) vor der Notwendigkeit gut verstehen, nicht so gut aber das Ausweichen eines religiösen Führers, Instrumentes einer höheren Macht, eines vom Glauben, überraationalen Gewalten Gelenkten, Beseelten, Besessenen! Darauf wird mir erwidert, daß er selber, wenn er von Sorge und Schmerz über die Gefahr, in die seine Lehre seine Anhänger bringen kann und bereits in vielen Fällen gebracht hat, bedrängt und zur Änderung seiner Direktiven entschlossen sei, von seinem selbst vorgezeichneten Weg kein Haar breit abweiche und die Kraft zu seinem eigenen Tun wie zum Lassen der anderen durch Askese, Gebet, übermenschliches Fasten zu erlangen suche.

Und tatsächlich schwebt dieser zarte, schwächliche Körper, diese überirdisch hell leuchtende Seele jede Sekunde lang ihres Verweilens

in irdischen Bezirken in der Gefahr des Verlöschens, des Entrückt-werdens aus dem Bereich der Menschen, die er so tief liebt.

Ahimsa steht zwischen ihm und Lenin. Wenn dieser die Zögerer, die Kompromißler von Natur und Veranlagung, die „Menschewisten“, mit eisernem Besen aus den Reihen seiner Mitkämpfer fegte, so hat Gandhi für solche keine Waffe, nicht einmal die der schweigenden Verachtung. Seine einzige Waffe ist die, die er gegen sich selbst wendet. Und tatsächlich, die Spitze dieses Dolches zielt unablässig gegen das eigene Herz des am tiefsten Geliebten, von dreihundert Millionen Menschen abgöttisch Verehrten, des Gottähnlichsten unter den heute auf Erden Wandelnden, des Mahatma. —

Am Rande der Stadt Ahmedabad erhebt sich die Nationale Universität, in der nach den Lehren des Mahatma unterrichtet wird, in der der Mahatma selbst zuweilen zu den Studenten spricht. Und in der, in den Pausen des Unterrichts, die Scharka, das Spinnrad und der Webstuhl, die friedliche Waffe des weißen Tuches, des Kaddar, bereitet.

Die Unterrichtssprache ist der Guscheratdialekt, das Vernakular dieser Gegend, die vom Deccan im Süden, Sindh im Norden und der Radschputana im Osten begrenzt ist (die alle ihre eigenen Sprachen haben). Die Schüler der Universität, etwa hundertundfünfzig, stammen zum überwiegenden Teil aus dem Guscherat. Die Flagge des Mahatma weht vom Dach: Weiß-Grün-Rot: weiß die Verschmelzung aller Religionen Indiens, grün die mohammedanische, rot die Hindu bedeutend. Das Symbol des hölzernen Spinnrades geht über alle drei horizontalen Felder. —

Mit meinem jungen Freund, dem Arzt Dr. Manohar Kawi, einem Jain, bin ich öfters in die Universität hinausgefahren und habe mit den jungen, europäisch gebildeten Professoren der Anstalt über diese eine und einzige Angelegenheit: die Persönlichkeit des Mahatma und sein Wirken in Indien, gesprochen. Vieles habe ich hier gehört, erfaßt und verstanden. Vieles ist im Schweigen, im Beisammensein mit diesen reinen und schönen Menschen von indischer Seele in meine beunruhigte, zerrissene, europäische herübergeflossen.

Am 7. November, noch eine Stunde vor der mit dem Mahatma verabredeten Zeit, war ich Gast der Universität. Auf dem sieben-seitigen Settar, dann auf dem einer bosnischen Guzla ähnlichen Instrument Bin wurden mir von jungen Künstlern die klagenden, melancholisch immer wiederkehrenden, zuweilen sich zu stürmischem Pochen aufraffenden Rhythmen der Hindumusik vorgespielt, die, zumeist auffallenderweise auf einem einzigen Ton verweilend, die Melodie nur wie eine Fioritur über diesen spinnen, wie Wellengeriesel über ihn davoneilen, sich kräuseln und die mich, seltsam, mehr an russische, ukrainische und polnische Bauernweisen erinnerten als an östliche, arabische, ägyptische oder in Palästina vernommene.

Ich mußte vor den Schülern auch sprechen, und ich sagte ihnen, was es für mich Europäer, für mich, der ich diesen 7. November, den Jahrestag der russischen Revolution, schon wiederholt in Rußland verlebt habe, bedeute, an der Schwelle dieser heiligen Stunde meines Lebens einen Augenblick verweilen zu dürfen. —

Punkt vier Uhr trat der Mahatma in den hohen kahlen Vorraum seines Hauses in Sabarmati ein, in dem ich mit Dr. Kawi auf einer Bank wartend saß, während zwei Schüler des Mahatma — sein Sekretär und ein junger Maler — auf Inderweise mit untergeschlagenen Beinen auf dem blauen Tuch hockten, das den Ziegelboden bedeckte. Eine weiße, dünne Matratze war vor einem ganz niedrigen Schreibpult ausgebreitet, auf dem Briefe, Telegramme, eine abgenutzte Schreibmappe aus Papier, eine Metallhülse und einige Bücher lagen. —

Der Mahatma kam aus der Stadt, in die er vor einer Stunde im Automobil gefahren war. — —

Gandhi ist ein mittelgroßer, schwächtiger Mann mit kleinem Kopf auf dünnem Halse. Der Körper ist jetzt infolge der anstrengenden Fahrt durch das Cutch-Gebiet besonders abgemagert. Gandhi trägt einen kurzen Lendenschurz aus weißer Leinwand, ist im übrigen vollkommen nackt. Der Oberkörper tief braun, der Brustkorb mäßig gewölbt, mit dünnem, schwarzem Haarwuchs. Hände und Füße sind von etwas hellerer Färbung. Das Gesicht zeigt eine breite, abgeplattete Nase, die den kurzgeschnittenen Schnurrbart über den breiten, dünnen Lippen halb verdeckt. Die Kinnpartie ist klein im Vergleich zur oberen,

voll entwickelten Hälfte des Gesichtes. Im Unterkiefer fehlen die mittleren Zähne. Die Stirn ist nicht auffallend, wie überhaupt an der ganzen Gestalt, an dem ganzen Gesicht, das nicht schön genannt werden kann, nichts Auffallendes zu bemerken ist. Die sehr großen, doch normal gebildeten Ohrmuscheln stehen weit vom Schädel ab. Die linke ist oben, nahe beim Rande, durchbohrt. Dort hat Gandhi als Kind den bei den Hindu üblichen Ohrring getragen. Das Haupthaar ist — bis auf die einzige lange Haarsträhne, die jedem gläubigen Hindu vom Hinterhaupt herabhängt, wegrasiert. Die Augen blicken sanft, schwarz in gelblichem Schimmer, fast in jugendlicher Frische. Das ist das Charakteristische an der sonst so unauffälligen Erscheinung: ein jugendlich frisches Leuchten über dem Gesicht des Sechsfünfzigjährigen. Seine Stimme ist angenehm, ohne sonoren Klang. Er spricht halblaut, in sehr gutem, gewähltem Englisch. Ein gütiges, oft naives Lächeln belebt das Gesicht, wobei die Zahnücke zum Vorschein kommt. Wenn das Gespräch heitere Dinge berührt, ein herzliches, halblautes Lachen. Keine Zurückhaltung, ganz freies, ungezwungenes Wesen, ohne „Würde“; hie und da kleine, wie erläuternde, formende Bewegungen der Hände; Verlangsamungen der Worte, sobald ich etwas aufschreibe; freundlich wartender Blick, vorgeneigter Kopf, wenn ich spreche.

Wir sprechen über eine Stunde lang. Mein Begleiter, die beiden Schüler des Mahatma auf dem Boden derweil ohne Regung, ohne Laut, wie erstarrt.

Die Briefe, Telegramme liegen unbeachtet da. — Nachher bedient sich Gandhi einer Hornbrille zum Lesen; beim Schreiben — mit der linken wie mit der rechten Hand — eines Füllfederhalters. Die ganze Zeit lang sitzt er mit untergeschlagenen Beinen hinter dem niedrigen Schreibpult auf der Matratze, sein Lendenschurz bedeckt den Unterleib vom Nabel bis an die Knie. Die Schüler tragen weiße Jacken, das weiße, um die Beine geschlungene Tuch, die weiße Kappe, die die Anhänger Gandhis in ganz Indien als solche kennzeichnet — es ist die Sträflingskappe, die der Mahatma im Gefängnis trug. —

Ich habe sofort nach seinem Eintreten, sofort nachdem wir uns die Hände gereicht haben, Kontakt mit ihm, obzwar eine ganze Weile vergeht, ehe ich zu sprechen imstande bin.

Dies ist, was ich zu sagen habe: Die Völker Europas haben aus dem Kriege keine Lehre gezogen. Den Völkern Europas ist der Glaube abhanden gekommen. Sie glauben an nichts. Gott hat sie verlassen. Die Völker des Ostens, deren Leben durch die Religion bestimmt ist, sind durch den Krieg aufgewacht. Die Freiheitsbewegung von Marokko bis China ist Beweis. Es gibt in Europa wohl eine Bewegung, die eine religiöse Bewegung genannt werden kann: es ist der Kommunismus. Doch sie wird verkannt, mißdeutet, und zwar, was am schmerzlichsten zu beobachten ist, von den Leuten, die sich als die reinen Demokraten ausgeben, die aber an einem leeren, formalen, seelenlosen Begriff der „Demokratie“ festhalten, im Kommunismus nur die Methode, die zu seiner Herbeiführung dienen soll, die Diktatur des Proletariats, zu erkennen behaupten und die, wie bei uns in Deutschland, wohl die Tatsache nicht leugnen, daß es eine von Proletariern geschaffene Revolution war, die die feudale Herrschaft des Kaisers umgestoßen hat, jetzt aber der Bewegung ein „Halt!“ zurufen, weil sie sich den Genuß der Früchte dieser Revolution nicht gefährden wollen. Verzweiflung an dem Prinzip der Demokratie, an der Haltung des von der bürgerlichen Demokratie infizierten Sozialismus, an dem Pazifismus, der zu feig ist, zu Ende zu denken, das ist es, was den Europäer aus Europa treibt. Was soll man tun? Was soll geschehen?

Der Mahatma hat mir zugehört und sagt: „In Europa wartet jeder mit der Reform seiner eigenen Zustände, bis alle anderen bekehrt sind. Man will gern abrüsten, aber vorher sollen alle anderen abgerüstet haben. Keiner will es sein, der der Katze die Schelle umhängt. Ich glaube: ich selber muß mit der Abrüstung beginnen, ehe ich es den anderen zumuten darf, daß sie ein Gleiches tun. Dieser Tage erhielt ich aus Polen den Brief eines Professors, der mir schreibt: Meine Lehre (Gandhi sagt konsequent „my preachings“, meine Predigten) könne in Indien vielleicht befolgt werden, für Europa aber, wo jetzt jeder gegen jeden sei, sei sie unmöglich. Ich aber bin der Ansicht: ihre Anwendbarkeit für Europa, für die ganze Welt sei über jeden Zweifel erhaben.“

„Ihre Lehre,“ bemerke ich, „setzt wie die Lehre des primitiven Urchristentums günstige Bedingungen der Rasse, des Klimas, der Bedürfnisse voraus. Sie kann schwerlich in großem Maßstabe, von vielen

Menschen befolgt werden, wenn diese Vorbedingungen fehlen. Der Hinduglaube, die Milde des Jain, seine Liebe zum Tier, die verminderten Bedürfnisse, durch die Gunst des tropischen Klimas bedingt: Nahrung, Kleidung, Behausung auf ein Minimum reduziert! — unser Norden dagegen fordert warme Kleidung, Fett für den frierenden Körper, ein Dach über dem Kopf — durch Vermehrung der Lebensnotwendigkeiten erhöhten Kampf ums Dasein . . .“

„Ich glaube an absolute Einheitlichkeit der menschlichen Natur („absolute identity of human nature“). Wenn in Europa Schwierigkeiten für die Befolgung der Gewaltlosigkeit bestehen, so sind sie gewiß nicht im Klima begründet: der Hindu ermangelt des Selbstvertrauens, daher das übermächtige Festhalten an seinem Glaubensbesitz („devotional asset“); dasselbe kann man vom Europäer nicht sagen: der Europäer hat Selbstbewußtsein und kann daher die Doktrin (der Gewaltlosigkeit) bewußt befolgen. Was Europa fehlt, ist die lebendige Verkörperung („living embodiment“) der Doktrin — ein Mensch, der sie in jeder kleinsten Einzelheit seines Lebens lebt.“

„Einen Menschen gab es,“ sage ich, „der eine für Europa anwendbare Doktrin auf diese Weise gelebt hat: Lenin. Heute, am 7. November, schwingt in Millionen junger, gläubiger Menschen der ganzen Welt die Begeisterung für seine Lehre und für sein Leben, das ebenfalls das Leben eines Armen, sich Opfernden, eines Befreiers war. Ich kenne Ihre Meinung, Mahatma, über den Bolschewismus . . .“

„Können Sie mir sagen, was der Bolschewismus Gutes oder Großes geleistet hat?“

„Um nur eines zu nennen: im Südosten Rußlands gab es unter den Zaren die wildesten Religionsfehden zwischen den zersplitterten Völkerscharen — sie haben seit der Novemberrevolution aufgehört. — Die Kasten, die Klassen, die ‚Untouchables‘ — jede bürgerliche Gesellschaft hat ihre ‚Untouchables‘ — haben in Rußland aufgehört oder sind doch im Schwinden begriffen. Es ist das Werk Lenins . . .“

Nun sagt der Mahatma etwas Seltsames: „Was ich predige, ist revolutionärer Evolutionismus. Die Lehre des Bolschewismus beruht auf Absolutismus. Aus Absolutismus aber führt kein Weg heraus. Das einzige Hindernis zur Erreichung meines Zieles liegt in mir

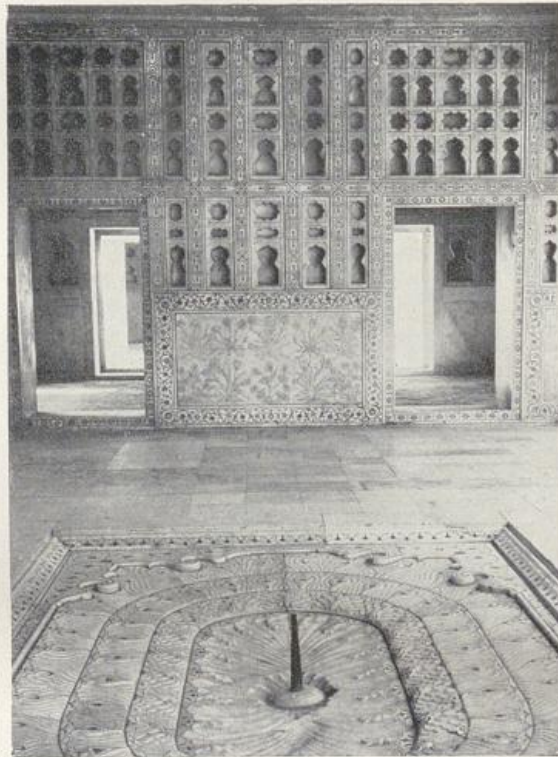


Handwritten text in Devanagari script, likely a signature or name, written diagonally across the bottom right of the first photograph.

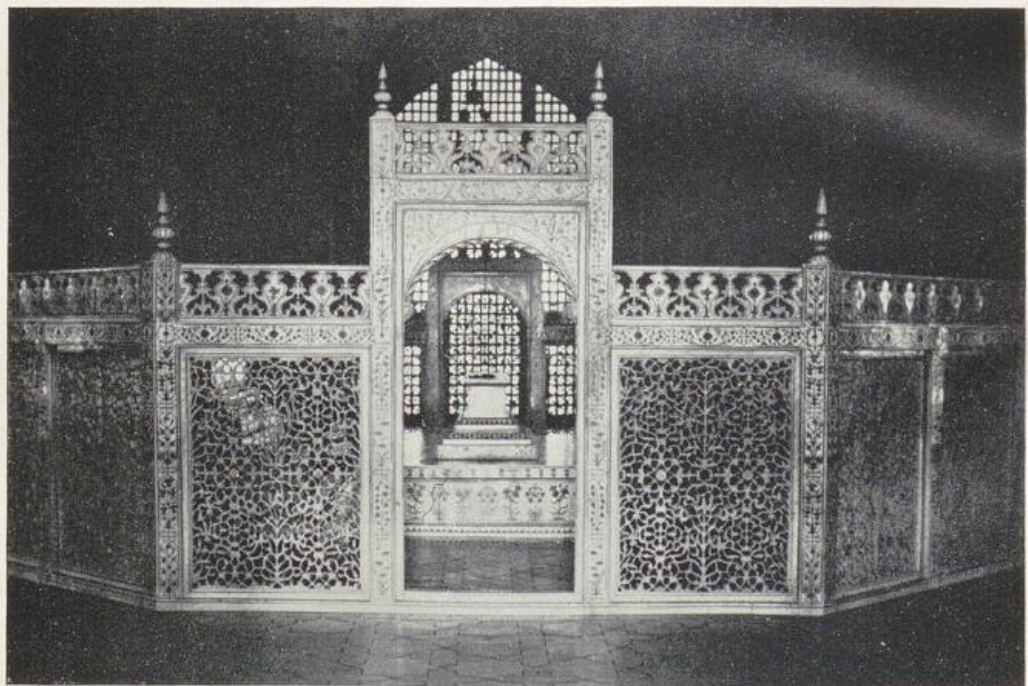


Mahatma Gandhi
lachend und in Sträflingstracht

AGRA



Schah Jehans
Fußbad



Mumtaz i Mahals Grab

selbst. Wenn es mir gelänge, das volle Maß von dem zu erreichen, was ich von mir fordere — ich würde nicht verzagen. Aber ich verzage ja auch nicht, obzwar ich das volle Maß nicht erreiche.“

„Wie wollen Sie dem Kapitalismus beikommen, dem Grund des Übels, ohne ihn gewaltsam zu zerstören? An ihm geht die Welt zugrunde. Ich sehe keine Methode.“

Nun gebraucht der Mahatma ein Gleichnis, das er, so glaube ich, öfter schon gebraucht haben muß, dem man in seinen Schriften begegnet (das vielleicht ein geheiligt Symbol des Hinduglaubens ist), wenn von irgendeinem Bösen, einem Erbfeind der Menschennatur, dem Zerstörungswillen, der Mordsucht, dem Instinkt der Ausbeutung des Nächsten die Rede ist:

„Mein Glaube verbietet es mir, eine Schlange zu töten. Damit ist aber nicht gesagt, daß es mir verboten ist, zu erschrecken, wenn ich einer Schlange ansichtig werde. Ich werde mit ihr nicht spielen, sie nicht liebkosten („I shall not hug the snake“), aber ich werde ihr das Vertrauen zu mir beibringen, daß ich ihr nichts zuleide tue, und sie wird mich verschonen. Dadurch, daß ich den Kapitalismus zerstöre, verändere ich nur seine zeitliche Form — sein Wesen aber kann ich zerstören, indem ich ihm keinen Widerstand entgegensetze.“ („By destroying capitalism, I can only change his timely being. I can destroy his very substance by nonresistence.“)

Und nach einigem Nachdenken: „Das Böse nährt sich vom Guten. Aus sich selber hat es kein Leben.“ („Evil feeds upon good; by itself it has no life.“) „It requires adulteration of good!“ Wörtlich übersetzt: „Man muß das Gute verfälschen“ (etwa wie man ein Nahrungsmittel fälscht) — „um seinen Nährwert dem Bösen zu entziehen.“ —

Ich erwähne die Rote Armee, die ein Instrument gegen den Militarismus, gegen den eroberungssüchtigen Imperialismus der kapitalistischen Völker ist. Der Mahatma erwidert: „Ich kann das nicht einsehen. Kanonen vergrößern nur die Zahl der Kanonen. Sicher ist es, daß heute die auf Zerstörung bedachten Energien der Menschheit größer sind denn je — wenn aber ein Mann seine ganze Seele gegen diese Aktivität stemmt, so wird er diese Zeit zähmen!“ („Tame the time.“)

Ich erlaube mir nun eine Bemerkung inbezug auf den Rückzug des Mahatma von der Politik der Non-Cooperation, den ich seiner Sorge um das gefährdete Leben seiner Anhänger zuschreibe. Die traurigen, blutigen Ereignisse des Jahres 1921, erst in Assam, dann in Bardoli bei Bombay, zuletzt in Chauri-Chaura (die man in Rollands Gandhi-Biographie nachlesen mag), hatten ihn ja, wie es historisch feststeht, zur Aufgabe der Parole „Civil Disobedience“, Gehorsamverweigerung gegenüber den Behörden, bestimmt.

„There is no such thing as dying.“ — „Leiblicher Tod ist kein Argument. Alles ist nur eine Frage der Zeit. Ich nähre den lebendigen Glauben an den endlichen Sieg der Non-Cooperation, obzwar sovieles Anhänger dieser Doktrin heute Cooperators geworden sind, aus einem oder dem anderen Grunde. Als ich aus dem Gefängnis kam, sah ich ein, daß die Organisation einiger Landesteile zur Durchführung der Non-Cooperation nicht Stich hielt; sie war erst zu schaffen (Gandhi meint hier moralische Organisation durch vorbildliche Menschen); wenn es aus nationalen Gründen eine Notwendigkeit war, die Non-Cooperation für eine Zeit aufzugeben, so hege ich die sichere Hoffnung, daß ich die Nation eines Tages mit der Idee der Non-Cooperation aufs neue infizieren (wörtlich!) werde*.“

„Dasselbe hoffen die Bolschewisten, wenn sie erklären, daß sie im geeigneten Augenblick der neuen ökonomischen Politik den Hals umdrehen und den Kapitalismus aus Rußland definitiv verjagen werden.“

„Ein Geist, der von der Wahrheit erfüllt ist, darf das Unvermeidliche zugeben und muß sein Handeln auf das Endziel richten. Sie werden sehen,“ sagt der Mahatma, „wie düster auch die Aussichten heute sind, eines Tages wird Europa von selber zur Ahimsa (Ablehnung der Gewalt) gelangen; es wird dorthin gestoßen, geschwemmt werden, wie es zur Satyagraha, der Ausscheidung des Bösen aus dem öffentlichen Leben der Völker, gestoßen werden wird. Die Völker müssen dahin gelangen, oder sie werden vernichtet werden, untergehen.“

* In Wirklichkeit hat Gandhi, nach jenen Ereignissen 1921, durch den Rückruf der Parole „Civil-Disobedience“ seinen direkten Einfluß auf die ihm blind ergebenen Massen derartig geschwächt, daß die Regierung den Mut fand, ihm den Prozeß zu machen.

(Hier ist in meinen Aufzeichnungen eine Lücke. Auch zum nachfolgenden fehlt der Übergang:

„Ein verhängnisvolles Verbrechen haben die Franzosen begangen, als sie im Kriege afrikanische Truppen verwendeten.“ — —

„Ich halte mich für einen mangelhaften Vertreter meiner eigenen Doktrin.“ —)

Es waren während unseres Gesprächs wiederholt Menschen in den Raum getreten, in dem wir saßen. Der Mahatma aber unterbrach unser Gespräch nicht, so daß wir bald wieder allein gelassen wurden. Zuletzt war es eine Gruppe von Hindufrauen, die wie erschrockene Schatten sich lautlos an die Wand gedrückt hielten und dann mit einemmal fort waren. Ich hatte noch einige Fragen notiert und sagte dem Mahatma, da ich von seiner Ablehnung einer Einladung nach Amerika gehört hatte: welch unendliche Stärkung seine Idee unter den vielen Tausenden ernster und überzeugter Anhänger seiner Lehre in Europa durch sein persönliches Erscheinen erführe. Er erwiderte darauf:

„Ich könnte nach Europa nur kommen, wenn Indien meine Doktrin als Richtschnur seiner nationalen Politik angenommen hätte. Solange dies nicht der Fall ist, könnte eine Europareise nur meiner Eitelkeit schmeicheln.“ (!!) „Überdies wäre durch meine Anwesenheit für Europa nichts erreicht. Das einzig Notwendige für Europa wäre: stünden dort Menschen von höchstem Intellekt auf, um tiefste Demut zu üben, und Menschen, die die Kunst des Mordens am besten beherrschen, um die mildeste Lehre zu verkünden und auszuüben!“

Ich wage die Behauptung, daß hierzu nur geringe Aussicht bestehe, daß aber dafür die Gefahr um so größer sei, daß sich eine Schar weicherlicher, energieloser, dem sozialen Kampf untätig zuschauender Snobs mit dem Nimbus seiner Lehre schmücken würde, wie sie das mit der Lehre Buddhas getan habe . . . da sehe ich den Mahatma zum erstenmal herzlich lachen. Er lacht fröhlich und lange, wie ein Kind, sagt dann ernst: „Ahimsa ohne Gefahr — Feigheit — das ist nicht der Sinn; — Opfer, das ist der Sinn.“

Und nun habe ich eine letzte Frage; ich frage den Mahatma, ob er mit dem Gebot des Schutzes der Kuh seinen Lehren die notwendige

Verknüpfung mit religiösen Vorstellungen des Hinduglaubens geben wolle, mit anderen Worten: ob er damit die Verbundenheit seines Denkens und Wirkens mit dem Orient, ihre Lokalisierung auf Indien sozusagen zu unterstreichen suche?

„Nein,“ antwortet der Mahatma, „dies ist nicht der Fall. Die Schonung der Kuh, die sich im Hinduglauben zur Vergöttlichung der Kuh steigert, gilt mir als Symbol*. Jesus macht bei der Heiligkeit des Menschenlebens halt; der Hindu umfaßt mit dieser Vorstellung das Leben aller Kreaturen. Der Respekt vor dem Leben des nützlichsten Haustiers ist der Beginn der Schonung alles erschaffenen Lebens, des Lebens überhaupt.“

Da ich eine Weile schweige, sieht der Mahatma nach seinen Briefen und Telegrammen. Ich bitte ihn, er möge mir erlauben, daß ich noch eine Weile in diesem Raume sitzenbleibe. Er nickt mir mit freundlichem Lächeln zu. Der Sekretär steht auf, bringt ein Heft, Papier. Der Mahatma setzt seine Brille auf, legt die Mappe auf seine Knie, beginnt, langsam und mit zierlichen Schriftzeichen, einen Brief zu schreiben, indem er sich der linken Hand bedient.

Ich verständige mich leise mit Dr. Kawi, entnehme meiner Brieftasche einige Postkarten, Lichtdrucke mit Gandhis Bild, die ich in Ahmedabad auftreiben konnte, und wie der Mahatma mit Schreiben fertig ist, legt Dr. Kawi all diese Blätter aufs Pult vor ihn, trägt ihm meine Bitte vor: er möchte auf zwei dieser Blätter seinen Namen schreiben — ein Blatt für mein Buch, das zweite für den Klub der „Liga für Menschenrechte“ in Berlin.

„Was ist das!“ ruft der Mahatma aus. „Das sind ja Karikaturen!“ Besonders eine Photographie, nach einer Zeichnung, die ihn als in sich versunkenen Yogi zeigt, erregt seine Heiterkeit. Er nimmt aus seiner Schreibmappe eine kleine Radierung heraus (der lachende Kopf mit der Zahnücke), sucht unter meinen Postkarten eine aus und setzt dann unter diese beiden Blätter wie auch unter einen großen kolorierten Druck, den sein Schüler, der Maler, verfertigt hat, in Guscheratschrift seinen Namen: Mohandas Gandhi, und das Datum, 7. XI. 1925. — Dann nehme ich Abschied.

* Siehe in einem folgenden Kapitel die Äußerung Rabindranath Tagores zu dieser Auffassung.

Wieder halte ich die Hand dieses Menschen zwischen meinen Händen. Aus nächster Nähe begegnen sich unsere Blicke. Dann gehe ich. —

Der Raum neben dem Empfangszimmer ist die Küche. Die Frau des Mahatma kommt uns vom Herd, auf dem sie in einem Kupferkessel Tee gekocht hat, zur Tür entgegen, trocknet sich die Hände. In einer Pfanne brodelt eine weiße Flüssigkeit, Reisbrei. Ein kleines Kind steht beim Herd, sieht uns an.

Die Frau des Mahatma, Kasturibai, ist klein von Wuchs und so zart wie ein Kind, wie ein ganz junges Mädchen. Sie wurde ihm angetraut, als sie beide noch Kinder waren. Es ist, als wäre sie im Wachstum stehengeblieben. Sie ist in die rote Sâri gekleidet, ein Tuch, das um ihren zierlichen Kinderkörper geschlungen ist. Sie faltet zum Gruß ihre kleinen noch nassen Hände vor dem lächelnden Mund — das ist die unsagbar rührende Gebärde, mit der die Hindus sich begrüßen.

Dasselbe junge Aufflackern der leuchtenden Seele in ihren Augen wie in den seinen. Dieselbe unnennbare Süße in dem alten Kinder- gesicht, wie in dem des Menschen, den ich eben verlassen habe. Wir wechseln einige Worte. Ich frage sie, wie es um die Gesundheit des Mahatma stehe, nach den Aufregungen seiner Reise durch den Cutch. Sie dankt mir. Wofür? Für Freundlichkeit, gute Gesinnung — —

Wir sprechen noch eine Weile.

Hinter den wie zum Gebet gefalteten kleinen Kinderhänden lächelt das holde Gesicht der alten Frau zum Abschied. Die leuchtenden braunen Augen im dunklen, lieblichen Antlitz strahlen Güte, Liebe.

Dann verlasse ich die heilige Stätte. —

Jünger des Mahatma zeigen mir die Aschram, einen Komplex eben- erdiger Häuser. Die Wohnhäuser der Familie, der Schüler. Auf einer Veranda indische Musikinstrumente, ein Bin, eine Art Harfe, Saiten- instrumente. Bei der Mauer sind Ställe, in denen Kühe stehen. Obst- bäume, Baumwollstauden, ein Gemüsegarten mit einem alten Zieh- brunnen, Blumenpflanzungen reichen bis zur steilen Böschung des trockenen Flußbettes des Sabarmati. Wo der Garten sich zum Ufer neigt, drei abfallende, mit Ziegeln gepflasterte Terrassen. Hier hält

der Mahatma mit seiner Familie, seinen Schülern, dem Hofgesinde die Morgenandacht.

In einem weiten, mit Stroh gedeckten offenen Schuppen zimmern Arbeiter an Spinnrädern, der Scharka. In einer anderen sehr umfangreichen Scheune stehen sehr viele kleine Scharkas, aus Holz gebaut, wie kleine Windmühlenräder oder Schiffsschrauben in Spielzeugformat anzusehen, auch große Webstühle mit angefangenen Tüchern; alles steht still, es ist Feierabend.

Wie wir an dem Gebäude vorübergehen, in dem die ausländischen Schüler des Mahatma wohnen, tritt ein junger Chinese aus einer der Türen, ein sehr schöner, vornehmer Mensch, der schon lange hier wohnt, wie ich höre. Sonst sind noch Engländer da; ein Amerikaner; die Tochter eines englischen Admirals, die ständig in der Nähe des Mahatma leben will, ist vor einigen Tagen eingetroffen; eine junge französische Frau kommt mit einem Inder vom Garten her auf uns zu. Wir geraten ins Gespräch: Europa, die Schwere, die Unerträglichkeit des Lebens auf dem zerwühlten, von Lüge, Irrwahn, Gier und Ohnmacht besessenen Kontinent. Wo habe ich solche Augen, auf denen eine Seele in die Weite treibt, solche suchend ratlose, durstige Augen gesehen? Zuletzt in Adyar ...

Draußen gegenüber dem Tor der Aschram, an der Landstraße, erhebt sich ein großer, unfertiger Bau. Hier wohnt die Mehrzahl der Schüler des Mahatma, die den Tag über in der Aschram arbeiten, etwa hundert.

Ein Trupp Hindus kommt uns entgegen, tritt in den Garten der Aschram ein, eine schweigende Schar. Es sind Männer, die von einem Begräbnis herkommen, zum Fluß hinuntersteigen wollen, um zu baden.

Mein Begleiter zeigt mir ein breites rotes Gebäude, einen Turm, plump und rot, der hinter Bäumen an einer Wendung der Landstraße sichtbar wird.

„Sabarmati Jail.“

Es ist das Gefängnis, in das der Mahatma gebracht wurde, an jenem Märztag. An der Landstraße lagen, die Stirnen in den Staub gedrückt, betende Menschen.

Es steht da, dieses Gefängnis, wenige Schritte weit von Satyagraha Aschram, der Lieblingsstätte des Mahatma. —

Während wir, es dunkelt bereits, zur Universität zurückfahren, wo ich noch mit den Professoren beisammen sein will — die Straße ist uralt, verfallene Moscheen, eingestürzte Brunnen —, denke ich an das Schicksal des Menschen, den ich eben verlassen habe, dessen Blick mir noch in der Seele leuchtet.

Der Richter, der ihn zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt hat, Mr. Broomfield. Ein höflicher, etwas befangener Mensch, der sich mit traurigen Gesten, bedauernden Worten bei dem Angeklagten entschuldigte, darum, daß er ihn nun, leider, dem englischen Gesetz gehorchend, für die drei Delikte zu je zwei Jahren verurteilen müsse.

Mr. Broomfield. — Hätte er sein Amt hingeworfen, hätte er gesagt: „Ich will es nicht sein, Herr, ich nicht!“ — sein Name wäre in die Unsterblichkeit eingegangen, wie der des Pontius Pilatus, der auch nur ein kleiner Beamter der damaligen größten imperialistischen Regierung war, aber sich im entscheidenden Augenblick die Hände wusch.

Mr. Broomfield. Nun, er trinkt gemächlich seinen Tee im Kreise seiner Familie, avanciert, seine Karriere ist gesichert, Gott hab' ihn selig.

Doch gab's in ganz Indien keinen Eingeborenen, keinen Hindu, keinen Muselman, aber auch keinen Weißen, der ausrief, wie einst in jenem kleinen Land am Mittelländischen Meer:

„Wir wollen den Barrabam! Gib uns den Barrabam!!“

Keiner auch fand sich unter den Landsknechten, den khakifarbigem Söldnern des Heeres, der, wie in jenem hochzivilisierten Land Europas, in jener hochzivilisierten Stadt, aus der ich komme, in der sich vom Hotel „Eden“ zum Landwehrkanal der Kurfürstendamm hinzieht, jenseits des Kanals aber der Tiergarten, den Apostel der Menschheit auf eigene Faust mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen hätte. Keiner.

Der Mahatma lebt.

Der Gedanke hat seine zeitliche Inkarnation nicht verlassen müssen.

Und auch an mein Leben denke ich, während wir stumm in die sinkende Sonne zurückfahren. Es ist begnadet vor vielen, dieses Leben,

obzwar es einsam, nicht sehr froh, bedrängt und gequält ist von Kummer, mancherlei Wissen, unendlichem Zweifel.

Eine kleine, flackernde Flamme brennt hier innen, schwach und nicht vielen sichtbar. Aber sie brennt, hier innen. Und auch ein Wille brennt hier, nicht groß, überrannt, verdrängt oft von Gewaltigerem. Aber es ist der Wille.

Was bin ich denn, was sind wir? Winzige Fragmente, Partikel von jener Größe, Reinheit, Kraft und Ewigkeit, die ich herrlich und blendend, die Jahrtausende überstrahlend, an der Schwelle der Menschheitszukunft stehen sah, mit diesen meinen Augen stehen sah: den Harten und den Milden, die irdischen Verkörperungen Gottes, an den zu glauben ich nie aufgehört habe:

Wladimir Iljitsch Lenin,

Mahatma Mohandas Karamtschand Gandhi.

Ahimsa oder: Himmlische und irdische Liebe

Fünftehnter Tag auf hoher See seit Kalkutta. Vom Tag und Nacht brüllenden Nordwestmonsun gepeitscht, bäumt sich die Chinesische See gegen unser kleines hilfloses Schiff, das doch trotzig seinen Weg weiterrollt und schlingert, mit der britischen Flagge auf der einen Seite, der Flagge der Chinesischen Republik auf der anderen. Diese Flagge, die das Drachenbanner abgelöst hat, besteht aus fünf Streifen. Jeder versinnbildlicht, wie mir gesagt wird, eine andere Himmelsrichtung; die Chinesen kennen also eine mehr als wir Europäer. Noch drei Tage Reise, dann sind wir in Hongkong, an der Pforte des großen Reiches der Mitte, das, von Geburtswehen gepeitscht, sich ächzend schüttelt und um sich schlägt.

Achtzehn Tage ohne Marconinachrichten. Diese Linie ist wahrhaftig nicht zu empfehlen. Was hat sich inzwischen in Europa, in China ereignet, was in Indien?

In diesen Tagen hat in Indien, in der Stadt Cawnpore, der Indische Nationalkongreß begonnen, dessen Präsident diesmal eine Frau ist, die Swarajistin Mrs. Naidu. Aber, selbst wenn wir Marconinachrichten bekämen, die Wahrheit über diesen Kongreß, auf dem nicht nur für Indien, sondern auch für England und in weiterem Sinne für die ganze

Freiheitsbewegung der Welt wichtige Entscheidungen fallen werden, würden wir doch auf dem Zettel Marconis unten auf dem Weg zum Speisesaal nicht vorfinden. Die Wahrheit nicht nur über Swaraj, sondern über alle ähnlich unbequemen Bewegungen verkrümelt sich scheinbar im Äther, den Marconi und Reuter beherrschen, sie muß sich hinter Schleiern verbergen, wie eine indische Frau.

Das letzte, was über den Mahatma in die Öffentlichkeit drang, ehe wir an Bord gingen, war eine verwirrende, vielleicht sogar erschütternde Nachricht. Trotz der Schwäche, die ihm die anstrengende Reise durch den Cutch eingebracht und deren Wirkungen¹ ich an seinem zarten, hinfälligen Körper nur zu deutlich beobachten konnte, hatte der Mahatma acht Tage währendes Fasten begonnen, und er war am dritten Tage bereits so sehr von Kräften gekommen, daß Mrs. Naidu und der Vorsitzende der Swarajpartei, Pandit Motilal Nehru, die ihn in Sabarmati aufsuchen wollten, um von ihm Instruktionen für den Kongreß entgegenzunehmen, unverrichteter Dinge abreisen mußten.

Weshalb fastete Gandhi? Die britischen Zeitungen Indiens, die Phänomenen dieser Seele und ihrer Regungen ratlos gegenüberstehen, vermuteten: er büße durch sein Fasten wahrscheinlich, oder wie behauptet werde, die Schuld eines anderen, eines seiner nächsten Anhänger, der die Bewegung durch eine Tat in Gefahr gebracht habe.

Ein Freund in Kalkutta aber sagte mir: Dieser Mensch will sterben.

Im vorigen Kapitel habe ich mit wenigen Worten die Lage Swarajs gekennzeichnet. Die politische Macht hat der Mahatma, wie gesagt, längst aus der Hand gegeben; diese Waffe, die, obzwar eine gewaltlose, doch formidabel werden muß, wird sie von seelischen Kräften gelenkt, wie die seinen es sind. Er hat sie aus der Hand gegeben. In wessen Händen liegt sie nun? Wer führt Swaraj?

Ehe ich auf den Bürgermeister von Kalkutta, Mr. Sen-Gupta, zu sprechen komme, mit dem ich mich vor meiner Abreise längere Zeit unterhalten habe (Sen-Gupta wurde mir von vielen als eine der charakteristischsten Gestalten in der Spitzengruppe der Swarajbewegung geschildert), will ich einen Satz herschreiben, den ich vom Rektor der

Hinduuniversität in Benares, dem gelehrten Professor Dhruwa, gehört habe. Ich fragte ihn, auf die Schar der Studentenweisend, die sich unter dem Fenster seiner Rektorstube auf dem Rasen des prächtigen Universitätshofes in lebhaftem Gespräch ergingen: wie sich denn die Idee Gandhis unter den jungen Menschen Indiens, besonders den Intellektuellen, bewähre. Der Rektor, der selber Kaddar und die weiße Gefängniskappe aus Leinwand trug, antwortete: Ideen von solchem Ausmaß, die solch ungeheuren Willensaufwand zur Entsagung fordern, bergen bedeutende Gefahr in sich. Der Einfluß des Mahatma auf die intellektuelle Jugend Indiens ist zwar gewaltig, der Geist des Opfers aber in der Jugend nicht stark genug, nicht von Dauer. (Ins Europäische übersetzt: Das Fleisch ist schwach.) Auf die tieferen Schichten des Volkes, sagte der Professor, wirke die Persönlichkeit Gandhis durch sein erhabenes Beispiel mit voller ungebrochener Gewalt. Ihnen gelte er als der Höchste, der Heiligste, den die Geschichte Indiens kenne, weil er entsagt habe. Akbar, der große Mogul und Führer des mittelalterlichen indischen Islams, sei zeit seines Lebens Sultan geblieben, seine Wirkung daher bereits bei Lebzeiten beeinträchtigt gewesen — nichts wirke auf die Menschen so stark wie Entsagung, Askese. Diese Askese sei auch die Ursache, weshalb Gandhis Wirken in Indien einen solch wesentlichen Schritt vorwärts bedeute. Gandhi habe die latenten Kräfte Indiens befreit, man könne heute in Indien in allen Schichten des Volkes Meinungen aussprechen hören, deren Äußerung vor vier Jahren höchste Gefahr in sich geborgen hätte. Das Große und Neue an der Erscheinung Gandhis sei eben, daß er als religiöser Führer, ob er nun wolle oder nicht, ob er aus freien Stücken die weltliche Macht aus der Hand gelegt habe oder nicht, auf die politischen Geschehnisse des Volkes wirke, ungleich jenen Sanyasins der indischen Vorzeit, die die Gemeinschaft aller Gläubigen, auch mit den tiefsten Kasten, doch nur im Hinblick auf die religiöse Übung hergestellt hatten.

Wieder mußte ich bei diesen Worten an Lenin denken und an diese Zeit überhaupt, diese geheimnisvolle harte Zeit, die führende Menschen höchster Art hervorgebracht hat, Menschen von reinstem Willen und erschütternd reinem Leben, Führer, die von den Befolgern ihrer Lehre höchste Disziplin fordern dürfen . . .

An diese Zeit dachte ich, an ihre Heiligkeit und an die Gefahr . .

In Mr. Sen-Gupta lernte ich einen außerordentlich interessanten Typus der jungen indischen Freiheitsbewegung kennen. Er ist europäisch gebildet, hat in Cambridge promoviert, ist Rechtsanwalt, wie die meisten Führer der Swaraj (Gandhi selbst war ja Verteidiger in Strafsachen), klug wie die Schlange (Taubensanftheit überläßt er dem Heiligen, der durch persönliches Eintreten seine Wahl zum Bürgermeister durchgesetzt haben soll) — er kommt, als ich ihn in seinem Amtsbureau aufsuche, vom Gerichtshof in der vorgeschriebenen Toilette, europäisch-indische Kleidung, Anwaltsbäffchen unter dem Kragen — wie ich ihm das nächste Mal begegne, bei der Eröffnung des Provinziallandtages von Bengalen, hat er die Landestracht der indischen Hindus angezogen, Kaddar trägt er mit derselben Selbstverständlichkeit, um nicht zu sagen Eleganz, wie den Frack und das Automobilistendreß, in seinem Kleiderschrank ist Raum für alle Gesinnungen, die ein kräftig vorwärtstrebender junger Mann dieser Zeit benötigt.

Gleich in den einleitenden Worten unseres Gespräches betont er: daß Swaraj beileibe nichts mit Bombenwerfen zu tun habe . . .

daß die Wirkung des Mahatma leider in rapider Abnahme begriffen sei . . .

dann, als ich Machiavelli zitiere, den Satz, daß nur bewaffnete Propheten gesiegt haben, leuchtet es über seinem jugendlich frischen, indisch braunen Bonvivantgesicht auf, er hat etwas gelernt! . . .

und als ich ihn nach Ahimsa, dem erhabenen Prinzip der Gewaltlosigkeit befrage, antwortet er mit einer Handbewegung, die sich bis zu den zuckenden Achseln hinauf fortsetzt: „Selbstverständlich Ahimsa. Wir haben ja keine Waffen!“

Ich kann nicht umhin, ihn durch einen kleinen instruktiven Vortrag über die Art und Weise zu unterrichten, wie man den deutschen, aus dem Felde zurückkehrenden Proletariern im Winter 1918/19 die Waffen abgeschwindelt hat. Aufmerksam und mit vergnügtem Lächeln hört er zu und erzählt mir dann, daß unter der Arbeiterregierung MacDonalds ein paar tausend indische Swarajisten ohne viel Federlesens in die Gefängnisse geworfen wurden*. Ihm selber aber, so

* Heute sitzen nur mehr hundertundfünfzig. Ihr Los ist hart. Diese Angelegenheit bildet den Stoff der Debatte am ersten Sitzungstage des Landtags von Bengalen.

bemerkt er zum Schluß, könne heute, in der nächsten Viertelstunde, jeden Augenblick, das Gleiche passieren!

Zur Taktik der Swaraj, die, wie schon erwähnt, von dem früh verstorbenen Dass vorgezeichnet wurde, bemerkt Sen-Gupta: die Parole sei jetzt auch nicht mehr Non-Cooperation, sondern im Gegenteil: hinein in die Behörden, in denen die Majorität zu erlangen sei. Und dann allmählich die Maschine zum Stillstand gebracht. Zunächst müsse eine Revision der Verfassung erkämpft, Indien als Dominion regiert werden, wie Kanada, wie Australien. Dann erst folge die „Civil Disobedience“, vor der Gandhi leider im entscheidenden Augenblick zurückgezuckt sei, wodurch er ja seinen aktiven Einfluß auf die Massen eingebüßt habe. Der Weg dieser Gehorsamsverweigerung werde durch die allmählich swarajisierten Behörden leicht vorzubereiten sein. Man werde z. B. vor Gericht eben nur jene Fälle verhandeln, deren Verhandlung man als notwendig oder zulässig befinden werde. Auf solche Weise wird dann die Maschine allmählich in die Bahn des nationalen Willens hinübergelenkt werden.

Sen-Gupta glaubt sicher, daß Swaraj, wie es im revolutionären Zentrum Indiens, der Provinz Bengalen, bereits die Majorität habe, bei den nächsten Wahlen in sechs weiteren wichtigen Provinzen die Oberhand bekommen werde. Er hält den revolutionären Prozeß, der sich jetzt in Indien vollzieht, im Endresultat für sicher und widerspricht meiner Meinung, daß Indien von der rascher vorwärtsschreitenden Freiheitsbewegung Chinas und Ägyptens schließlich ins Schlepptau genommen werden wird. In der Uneinigkeit der Hindus und Mohammedaner sieht er kein gefährliches Hindernis für den Erfolg der Bewegung. Von dem jungen Sekretär der bengalischen Swarajpartei, der inzwischen ins Bureau gekommen ist, mit statistischem Material unterstützt, beweist er mir, daß z. B. in Bengalen die Partei zu zwei Dritteln aus Mohammedanern bestehe, daß mohammedanische Swarajisten über ganz Indien in den Behörden vertreten seien und daß sie vielgelesene Tagesblätter hätten, in Kalkutta allein zwei.

Sen-Guptas Auffassung weicht von der des Rektors Dhruwa in Benares wesentlich ab. Dieser behauptete, ein Einvernehmen zwischen Hindus und Moslim sei schwer zu erreichen, der Hinduglaube sei kompliziert, während der Islam im Vergleich nur einige primitive Grund-

gesetze kenne. Der Islam ignoriere die Kompliziertheit der menschlichen Natur, der die Religion der Hindus voll und ganz Rechnung trage. Dies sei ein wesentlicher Grund für die Schwierigkeit des Zusammenwirkens der beiden wichtigsten Religionsgemeinschaften, ganz abgesehen von dem fundamentalen Unterschied der Temperamente.

Auf diese Einwände, die ich vorbringe, haben Sen-Gupta und der junge Sekretär nichts übrig als überlegenes Lächeln. „Da haben Sie aber einen wilden Hindu erwischt!“ sagt Sen-Gupta. „In den kleinen Ortschaften, und auf diese, auf das Land, auf die Agrarbevölkerung kommt es ja im wesentlichen an, besteht zwischen Mohammedanern und Hindus kein Streit; in den Industriezentren ja wohl. Die Ursachen sind aber zum Teil künstlich geschaffen. Wir kennen sie und sind mit Erfolg bemüht, sie zu konterkarieren*.“

Bei der Frage nach der Bevölkerung der Industriestädte, der wichtigsten Orte Kalkutta, Bombay, Madras, kommen wir auf den Streik der Spinneriearbeiter in Bombay, auf die trostlosen Lebensverhältnisse, die elenden Löhne der Juteweber in Kalkutta zu sprechen. Ich frage Sen-Gupta, ob er glaube, es sei viel erreicht, wenn es schon gelinge, die britischen Industriellen aus dem Felde zu schlagen — aus dem Feld, das dann sofort den heimischen Kapitalisten eingeräumt werden wird? Ob es denn für das Arbeitervolk so viel bedeute, von wem es ausgebeutet werde, wenn eben die Ausbeutung weiter bestehen bleiben soll? Swaraj habe es ja doch nicht vor, den Kapitalismus zu attackieren, das Übel bei der Wurzel zu fassen. Darauf erhalte ich von den beiden jungen Indern eine diplomatisch vorsichtige und advokatenhaft geschmeidige Antwort. Sie wittern in der Fragestellung so etwas wie eine bolschewistische Falle und behaupten, daß nach der Beseitigung des britischen Kapitals die Interessen des indischen Volkes durch einheimische Arbeitgeber verteidigt werden würden, weil für

* Sen-Gupta meint damit, daß die Engländer diesen latenten Konflikt zwischen Hindus und Moslim bewußt schüren und nicht zur Ruhe kommen lassen. Wofür wohl einige Anhaltspunkte zu finden wären. Niemals aber habe ich, sooft ich mit Engländern, englischen Offizieren oder Zivilbeamten der Regierung in Indien sprach, so stürmischen Widerspruch erlebt wie in Fällen, in denen ich die Vermutung des künstlichen „Divide et impera“ erwähnte!

diese eben die nationalen Bedürfnisse, die ja auch für sie als Inder Geltung hätten, maßgebend seien. Ich bemerke darauf, daß in Rußland gerade die umgekehrte Taktik befolgt worden sei. Man habe dort zunächst dem einheimischen Kapitalismus, der schwerer zu kontrollieren ist als der ausländische, den Hals umgedreht. Mit Emphase wird nun behauptet, daß Rußland, d. h. die russische Idee, auf Indien gar keinen Einfluß ausübe. Daß Indien seinen eigenen Weg gehe. Und daß Swaraj, die rein nationale Bewegung, der einzige Weg sei, auf dem Indien vorzuschreiten habe.

Zwei Gesichtspunkte haben, während ich in Indien war, die öffentliche Meinung in tiefstem Maße bewegt:

1. Ist Indien als nationale Einheit überhaupt imstande, sich selber zu regieren? Ist der Sinn für Pflichterfüllung und Verantwortung im Inder derartig entwickelt, daß er fähig ist, sein Land gegen den Überfall fremder feindlicher Mächte zu verteidigen und den Frieden im Innern aufrechtzuhalten? Einheitlichkeit der nationalen Interessen bei den verschiedenen Volksstämmen, die Indiens Bevölkerung ausmachen, zu erzielen? Respekt vor den Gesetzen, die man sich selbst gegeben hat, durchzusetzen? Und überhaupt und vor allen Dingen: Ist der Inder fähig zu organisieren?

Ein sehr beliebtes Argument, das die Engländer anführen, um ihr Recht auf Indien zu beweisen, ist: daß das indische Volk vor der Ankunft des ersten britischen Soldaten ein Spielball und willenloser Raub seiner korrupten nationalen Fürsten, Könige und Mogulen gewesen sei. Darauf haben sogar jene Skeptiker unter den Indern, die die eben niedergeschriebenen Fragen nicht so ohne weiteres mit „Ja“ beantworten mögen, die Entgegnung: die Geschichte des indischen Volkes beginne nicht mit der Ostindischen Gesellschaft, Clive, Warren Hastings und den anderen, vielmehr sozusagen mit dem König Asoka, und daß das indische Volk schon einige Jahrtausende vor dem ersten in Indien eingetroffenen Engländer ganz gut sich ohne fremde Eroberer beholfen habe.

2. Der andere Gesichtspunkt betrifft eben jene wichtigen taktischen Fragen: ob einer Swarajist genannt werden dürfe, wenn er in die gegenwärtige Verwaltung Indiens eintritt, auf derselben Bank mit den Eng-

ländern sitzt, die, eine Handvoll Fremdlinge (tatsächlich sind es nur wenige tausend), dieses Dreihundert-Millionen-Volk regieren.

Diese Frage trat mit einem wuchtigen Schritt in den Vordergrund, als das Mitglied der Swarajpartei, Mr. Tambe, seine Ernennung in die exekutive Körperschaft der Zentralprovinzen Indiens annahm, ohne seiner Partei hierüber Bericht zu erstatten oder Rechenschaft abzulegen. Die prinzipiell wichtige Frage: „Ist verantwortungsvolle Mitarbeit der Weg, der zur bürgerlichen Gehorsamsverweigerung führt?“ hat dem Fall Tambe eine Bedeutung verliehen, die dem Konflikt der Hindus und der Buddhisten um die Buddha-Gaja-Stätte gleichkam.

Im Grunde ist es in jeder revolutionären Partei dieses in erschütternder Wandlung begriffenen Erdballs das gleiche: Reinhalten der Partei auf Kosten ihrer Einheit; Spaltung viel eher als Amalgamation nicht zusammengehöriger Elemente, Legierung von Rein und Unrein — Gandhis Schrei nach moralischer Durchorganisation der Partei . . .

Es sind gläubige, aber ehrgeizige; nüchtern denkende, aber phantastisch fühlende; europäisch gebildete, aber im indischen Sagenland verwurzelte junge Menschen, in deren Hand jetzt das Ruder der Bewegung gelegt wurde oder geglitten ist. Noch schöpfen sie ihre geheime Kraft aus der tiefen Quelle jenes Auserwählten in Sabarmati, der ja, wie sie behaupten, sein aktives Prestige in der Bewegung aufgegeben oder verloren hat. Das Volk folgt ihnen, weil es ihre Verbindung mit dem Mahatma erfährt und kennt. Daß auf die skeptischen Gemüter dieser typischen politischen Intellektuellen die Erscheinung des Mahatma nicht den Eindruck macht wie auf das primitive, gläubige, nach Wundern gierige Volk, das bemerkt ja die Masse kaum. Abseits bauen die Führer der Swaraj dem Heiligen Gottes einen Altar, um vor diesem im Angesicht der indischen Nation das Opfer zu bringen, das sie selber zu Priestern weiht.

Die übermenschliche Bitterkeit in der Seele Mahatma Gandhis, der es mit ansehen muß, wie seine Reinheit zum Werkzeug des Ehrgeizes dieser Kirchenväter zu werden beginnt . . .

Was wird das Ergebnis des Nationalkongresses sein, der sich jetzt, während das Schiff gegen den Dezembermonsun anläuft, in Indien abspielt? Im Grunde ist es gleichgültig. In drei Tagen sind wir in Hong-

kong. Aus den Zeitungen wird zu erschen sein, ob der Mahatma die Tage seines Fastens überstanden hat. Ob er lebt. Ob die Schwingungen dieser Menschenseele den Äther um den Erdball weiter befruchten.

Der andere große Mann Indiens

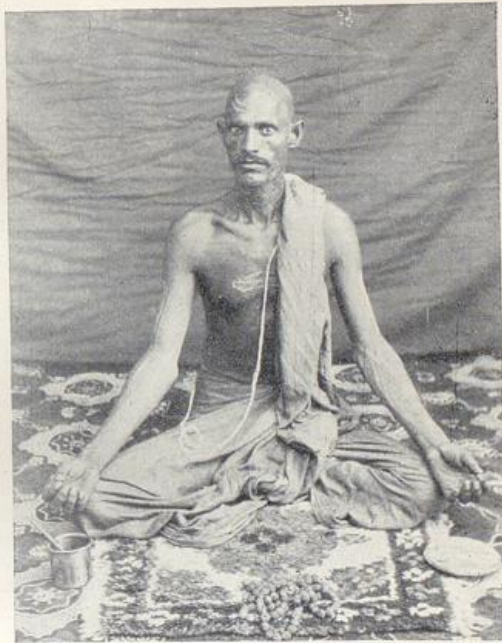
Ende November, noch ehe ich den Ausflug nach dem Himalajagebiet unternommen hatte, waren wir übereingekommen, daß wir Rabindranath Tagore in seiner Aschram Santinikétan gemeinschaftlich besuchen würden: ich und der deutsche Konsul von Kalkutta, Herr von Pochhammer, ein junger Diplomat der Art, wie man sie jetzt im Osten erfreulicherweise des öfteren antrifft, in Sowjetrußland an dem großen Gedanken der neuen Zeit gebildet und zum Dienst der Zukunft erzogen. Als Dritter schloß sich uns der junge Dr. Koester aus dem Konsulat an, und so fuhren wir an einem hochsommerlich heißen Morgen nach der etwa einhundert Meilen nordwestlich von Kalkutta gelegenen Station Bholpur, wo uns bereits der Autoomnibus erwartete. Zu früher Nachmittagsstunde kamen wir im Gästehaus von Santinikétan an, das inmitten eines Mangrovenhains zwischen den Schulgebäuden und den Wohnhäusern der Aschramstudenten und -studentinnen erbaut ist, mit einigem Komfort, denn es kommen viele europäische Besucher zum alten, weisen Dichter, die ihn hier an der „Stätte des Friedens“ sehen möchten — das ist die wörtliche Übersetzung von Santinikétan.

Vor einer Woche habe ich in der kleinen Sackgasse an der Chitpore-Road, einer der geräuschvollsten Bazarstraßen der Eingeborenenstadt Kalkuttas, vorgesprochen und gehört, daß Tagore seine Krankheit, einen Anfall von Herzschwäche und Ohrenentzündung, überstanden habe und aufs Land gefahren sei.

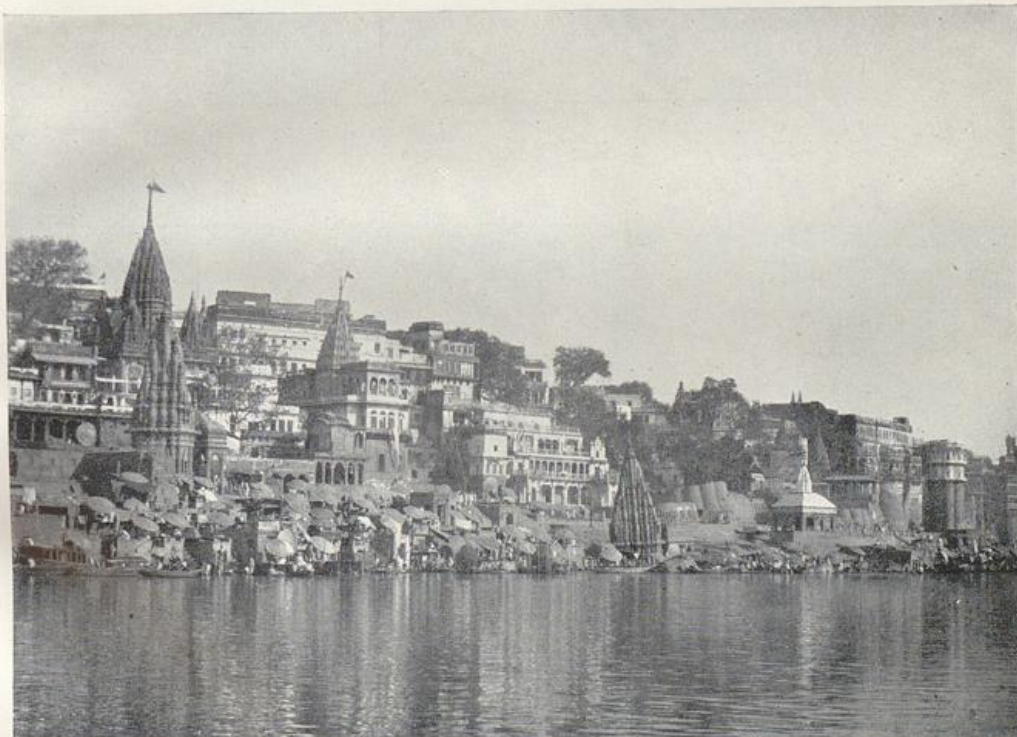
Die Sackgasse, Dwarakanath Tagore-Lane, endet in drei rot getünchten, mächtigen Palästen, in denen die Tagores, eine vornehme, sehr begüterte Familie Bengalens, ihren städtischen Wohnsitz haben. Im Palast des Dichters legten Arbeiter marmorne Fußböden. Ich gab meine Karte ab und schrieb einen Brief an Tagore, der ihm nach Santinikétan nachgesandt werden sollte. Dann ging ich in den gegen-



Schlangenbeschwörer



Ein "Sadhu" aus der Brahminenkaste



Kashi, die Geliebte (Benares)



Ein Ghat, Benares



Pari Jalsai, die Scheiterhaufen

übergelegenen Palast zu den Neffen des Dichters, den Malern Abanindranath und Gaganendranath, hinauf, die ich in einem herrlichen Atelier antraf.

Abanindranath ist als der hervorragendste Maler des heutigen Indiens anzusprechen, ein ernster, schöner, hochgewachsener Mann in den besten Jahren, dessen Kunst von der alten Malerei Indiens, den Höhlenfresken von Ajanta und den persischen Miniaturen, die die Wände schmückten, beeinflußt ist, — während der ältere, beweglichere, lebhaftere und witzigere Gaganendranath augenscheinlich die Botschaft Picassos vernommen hat, es standen an den Wänden kubistische Tafeln herum, von denen einige aus dem Bauhaus in Weimar zurückgekehrt waren.

Rabindranaths Vater, Devanandranath war es, der Santinikétan für sich und die Seinen vor einem halben Jahrhundert aus einer wüsten Einöde in diesen schönen, mit Bäumen, Sträuchern und Blumen bunt blühenden Park verwandelt hat, als der sich die „Friedensstätte“ jetzt dem Besucher darbietet. Die Sage geht, daß Devanandranath Tagore sich an dem Ort, an dem ihn Räuber überfallen hatten, zur Meditation niederließ — eine Marmorgedenktafel bezeichnet im Mangrovenhain diese Stelle. Unter dem Marmor ist auch das Grab des Alten gelegen.

Vom Hain zum Hause des Dichters führt ein schattenloser Pfad. Sind die Vorhänge an drei Seiten der Säulenvorhalle dieses bescheidenen, ebenerdigen Hauses in die Höhe gezogen, so sieht man weit über ein endlos flaches, kahles Gefilde. Der Vollmond verbreitet sein Licht schon über das abendliche Firmament, und doch ist es fast noch Tag.

Der schöne, hohe Greis, wie ein Patriarch oder Prophet des Alten Testaments anzusehen, in weitem, braunem Talar und Sandalen, steht vor uns, ladet uns freundlich ein, an dem Teetisch Platz zu nehmen, der, mit kleinen Tellern voll indischer Süßigkeiten angenehm zuge richtet, schon auf uns gewartet hat.

Ich war, um es gleich offen heraus zu sagen, in den letzten Tagen einigermaßen befangen und schwankend geworden. Tagore teilte mir nach Empfang meines Briefes in einem liebenswürdigen Schreiben mit, daß er meinen Besuch erwarte. Ich schätzte den Dichter sehr als einen Mann, der, obzwar ihm von seiten der englischen Regierung

persönlich keine Unbill widerfahren war, dieser seine Auszeichnungen und den Titel Sir zurückgegeben hatte, weil er mit der britischen Indienpolitik sich nicht einverstanden erklären konnte. Und außerdem liebte ich ihn noch um seiner Vorträge willen, die er in Amerika gegen den Nationalismus gehalten hat. — Was sollte man aber nun davon halten, wenn man gleichzeitig mit der Nachricht von Mahatma Gandhis Fasten in den Zeitungen die Notiz las: der Dichter habe in seiner Aschram den Gouverneur von Bengalen, Lord Lytton, und sein großes Gefolge empfangen, mit Festspielen der Schüler, Tee im Mangrovenhain und allen Ehrungen, die einem solch illustren Vertreter der britischen Regierung zukommen — und außerdem war ein Dankschreiben Tagores an Mussolini abgedruckt, ein offizielles, in herzlichem Tone gehaltenes Schreiben: der Diktator hatte einen Faschistenprofessor mit einem Waggon italienischer Bücher nach Santinikétan entsandt, und Tagore hatte betont, daß damit ein Band zwischen zweien der für die Menschheit bedeutungsvollsten Kulturen geschlungen sei.

All dies stimmte nicht recht zusammen. All dies verstimmte beträchtlich.

Der römische Professor, ein junger, nervös beweglicher Herr, erschien auch bald an der Tafel, und nun sprach der Poet. Er sprach zunächst leise und müde, schien von seinem Leiden arg mitgenommen zu sein, aber zusehends wich seine Müdigkeit von ihm, als die Themen des Gesprächs anregender wurden, und wir durften nun dem Schwung der Worte des imposanten alten Mannes mit dem grauen Löwenhaupte und den seltsam eng beisammen stehenden, sich allmählich bis zu jugendlicher Frische belebenden Augen einige Stunden lang genießend folgen. —

Der gewissenhafte Chronist fühlt sich bemüßigt zu berichten, daß der Poet („the Poet“, so nennt man ihn in Santinikétan wie in Kalkutta, an diesem letzten Orte vielleicht auch, weil es ja Maler und Gelehrte dieses Namens gibt) bei dem Konsul zunächst Erkundigungen nach einigen mondänen Damen einholte, die ihn in Berlin augenscheinlich für ihre Salons eingefangen hatten, und daß das Gespräch sodann durch die gegebene Ideenassoziation auf den Botschafter oder europäischen Statthalter des Poeten in Deutschland, den Grafen Keyserling

und seine von den Frankfurter Salons äußerst geschätzte Schule der Weisheit hinüberglitt. Ein Sammelbuch von Aufsätzen über die Ehe wurde aus der Bibliothek herbeigeholt, und ich weiß nicht mehr, in welchem Zusammenhang der Poet die Bemerkung fallen ließ, daß er sich in seinem Statthalter einigermaßen getäuscht habe. Bald aber kehrte sich das Gespräch von diesen persönlichen Präliminarien ab, und es kamen wichtigere Dinge zur Sprache. Und nun entfaltete der außerordentliche Mensch Tagore den Zauber seiner sinnlich bestechenden Persönlichkeit. Die schwingende Melodie seiner Worte, in einem sanft singenden hohen Tone vorgetragen, ließ seine Antworten zuweilen in phantastischem Bogen weit über die positiv formulierten Fragen, die einer oder der andere unter uns an ihn zu stellen hatte, emporschweifen. Unsere Fragen waren sozusagen nur das Plektron, das die Saiten dieser in der Phantasie beheimateten, beseelten Laute anrührte, und als wir Gäste nachher unsere Eindrücke von dem, was Tagore uns gesagt hatte, zu kontrollieren versuchten, erwies es sich, daß eben diese Melodie seiner vollendet schönen Sprache (mit einer leise argumentierenden, dozierenden Nebenschwingung) stärker in der Seele haften geblieben war als das, was er uns zu sagen hatte.

Indien und Gandhi, die europäische Welt und dieses östliche strahlende Gestirn — das war es, worüber wir in der Hauptsache sprachen. Der großen materiellen Armut des indischen Volkes, der nur durch Geburtenbeschränkung gesteuert werden könnte, stellte Tagore die zunehmende seelische Verarmung des industrialisierten Westens zur Seite, in dem die äußeren Formen des Lebens von der Maschine zermalmt werden und das sich im Rekord seinen Götzen geschaffen hat, im Friedens- so gut wie im Kriegshandwerk. Der Poet beklagte die Einwirkung dieser üblen Maschinenkultur auf das tiefe, all-liebende, alles Lebende mit gleicher Inbrunst umfassende Wesen des Inders, das ganz offenbar durch den Einfluß westlicher Strömungen gefälscht und verdorben werde. Indien warte aber sehnsüchtig und begierig auf die Stimme, die es erlösen soll.

Gandhi . . .

Gandhi hatte der Poet vorzuwerfen, daß er mit der Scharka und dem Kaddarweben, mit der Verehrung und dem Schutz der Kuh dem Volke zu seinen alten neue Idole, Fetische, Götzen geschaffen

habe. Ein Idol, ein Fetisch aber sei der Ruin der Idee, die er verkörpern will. Die Idee verschwinde, verflüchtige sich hinter dem Symbol, wenn dieses allzusehr ins Bewußtsein des primitiven Menschen eindringe. Symbole zerstörten die Einheit des Glaubens. Man dürfe sogar Indien, wie das jetzt geschehe, nicht als das anbetungswürdige Symbol des östlichen Gedankens als solchen preisen. Wolle man z. B. den Morgen immer wieder mit einer Blume vergleichen, so wäre man um ein Bild ärmer, um einen Gemeinplatz reicher.

Tagore betonte die (menschlich sehr begreifbare) Divergenz seiner Idee mit der Gandhis, den er aber sonst recht sehr anzuerkennen, ja zu verehren schien, obzwar er wie alle anderen behauptete, der Einfluß der „Legende Gandhi“ werde jedenfalls, sollte er nicht bereits ganz erloschen sein, dieses Schicksal in kürzester Frist erleiden. —

Diese Anschauung, die ich nun, wie gesagt, fast stereotyp, mit den gleichen Worten wiederholt, des öfteren aus so vielen Mündern vernommen hatte, überraschte mich aus dem Munde des Poeten kaum. Wie sollte es auch anders sein? Gandhi und Tagore, das sind zwei tief verschiedene, vielleicht abgrundtief getrennte Welten. Beide zusammen ergeben, wie Rolland betont und in einem schönen Bild mit dem großen westlichen Indusstrom und dem östlichen heiligen Gangesstrom verglichen hat: Indien, das Land, die alte Heimat der Religion, der Dichtung und der Würde des Menschen.

Wir haben nun in einem schönen, neuen Hause, das, seltsam in der Form eines Ovals, ans Ende einer langen schattenlosen Straße mitten ins Feld gesetzt ist, mit den ausländischen Lehrern der Aschram das europäische Abendessen eingenommen. Es sind Schweizer, Engländer, Franzosen, auch ein junger chinesischer Professor da, der mir wertvolle Empfehlungsschreiben an chinesische Staatsmänner und Generale mitgibt. Die Wohnräume der Ausländer schließen sich an das Refektorium an, das den mittleren Raum des Ovals einnimmt. (Der Nobelpreis, der dem Dichter vor einem Jahrzehnt verliehen wurde, und Stiftungen reicher Inder ermöglichten Ausbau und Fundierung der Lehrstätte.)

Nachher gehen wir unter dem Schein des herrlich aufsteigenden Mondes zum Mangrovenhain zurück, aus dem wir schon, aus der Ferne

herüberwehend, einen Chor von Frauenstimmen, dunklen, lang gedehnt und dann plötzlich ekstatisch wie Jubelschrei in die gestirnte Nacht emporsteigenden Gesang gehört haben.

Durch den Hain, dann hinaus auf die Felder, zurück an dem Grabmal vorüber und unter den Blumenbeeten wandelt eine Gruppe junger Mädchen. Es sind die Schülerinnen der Aschram, junge Indierinnen, aus vornehmen Familien des Landes stammend. Sie alle tragen die Schleier und Sâris der indischen Frau. Eng beisammen gehen sie und singen. Ich kann die Worte nicht verstehen, aber der süße, hingeebene Chorgesang, der von diesen schönen, dunklen Mädchen in leidenschaftlichem Aufschwung zum wunderbar leuchtenden Nachthimmel emporführt, ergreift das Herz und erfüllt es mit dem unnennbaren Zauber der östlichen Erotik.

Unsere kleine Gruppe bleibt am Wege stehen. Ohne ihren Gesang zu unterbrechen, schreiten die dunklen Gestalten der Mädchen an uns vorbei, verneigen sich vor uns, die wir uns vor ihnen verneigt haben, und bald tönt, durch die Bäume sich entfernend, ferner, verhallend, das Lied der Mädchen zu uns zurück.

Es ist aus der „Gitanjali“, und der Poet selber, der als ausgezeichnete Musiker gilt, hat die Melodie zu seinen Worten komponiert.

„Hört ihr nicht seinen leisen Schritt? Er naht, naht, ewig naht er.

Jeden Augenblick und in jedem Jahrhundert, jeden Tag und jede Nacht naht er, naht er, naht ewig.

Manchen Gesang hab' ich gesungen, in manchem Wechsel der Seele, doch jeder Ton verkündete immerdar: er naht, naht, ewig naht er.

In den duftigen Tagen des sonnigen April, über die Pfade des Waldes naht er, naht er, naht ewig.

Im Regennebel der Julinacht, auf dem Donnerwagen der fliegenden Wolken naht er, naht er, naht ewig.

In Kummer und Betrübniß fühle ich seinen Schritt mein Herz bedrücken. Die goldene Berührung seiner Füße aber macht meine Freuden höher leuchten.“

In sprühendem Bogen steigt der Vollmond über den Hain empor, über die Häuser der Friedensstätte. Es ist tiefe Nacht, der Gesang verstummt. In seinem kleinen Haus, draußen zwischen den Feldern,

liegt der alte kranke Dichter schlaflos. Jeden Abend hört er von fern den süßen, leidenschaftlichen Gesang der Mädchen, hört seine Worte, seine Melodie, den Widerhall seines Herzens. —

Und jeden Morgen vor Sonnenaufgang grüßen ihn aus dem Hain, bald nah, bald sich entfernend, Chöre junger Knaben, die singend der aufsteigenden Sonne entgegenschreiten. Ihre klaren Stimmen erheben sich zu inbrünstigem Gesang. Jeden Morgen grüßen die Worte des Dichters, aus diesen unverderbten Kinderseelen strömend, den aufgehenden indischen Tag.

Wie trifft es sich so glücklich: die Sonne geht über einem Feiertage auf!

In aller Frühe kommen die Schüler, die Lehrer, die Bewohner Santinikétans zum Glaspavillon am Rande des Mangrovenwäldchens, um den Poeten zu hören, der hier heute die Morgenandacht abhalten wird.

Leise, wie es sich im Tageslicht ziemt, tönt der Gesang der herbeischreitenden Mädchen. Sie und die Knaben nehmen rings um die gläserne Halle auf den Stufen des Pavillons Platz, wo auch uns unser Platz zugewiesen wurde. In der Halle hocken auf Teppichen die älteren Männer, Lehrer und Mitarbeiter der Aschram. Vorn aber, wo der Poet seinen Platz einnehmen wird, sind drei niedere Schemel aus hellem Stein auf den Marmorboden gestellt. Auf dem mittleren, niedersten liegen ein paar voll erblühte gelbe Tempelblumenkelche. Davor strömt aus einer kleinen Schale Weihrauch in die Höhe.

Der alte Poet erscheint auf den Stufen. Er hat seine Sandalen abgelegt. In den weiten, braunen Talar gehüllt, tritt er in die Halle ein, neigt sein Haupt hinter den gefalteten Händen auf die Fingerspitzen nieder, und die Versammlung scheint für Augenblicke mit ihm in stumme Verückung zu versinken. Dann erhebt er Antlitz und Stimme und spricht in liturgisch singendem Tone einen Vers aus den Upanischaden. Und es ist abermals ein Gebet, dieser Vers.

Dann hockt er auf der Matte hinter den Opferschemeln nieder, faltet die aristokratisch schmalen Hände und spricht in seiner melodischen, hohen Stimme, die sich zuweilen bis zu Falsettönen versteigt, im bengalischen Dialekt, seiner Muttersprache:

über den Feiertag der Seele, die alles in sich aufnehmen muß, die ganze grenzenlose Herrlichkeit des Erschaffenen, um eins zu werden mit der Welt, der feierlichen Offenbarung des Einen Geistes. — Zuweilen steigert sich die Sprache des Poeten zu hymnischen Rhythmen. Da sind es wieder Verse aus den Upanischaden, die der Poet in seine Rede geflochten hat. Aber die Stimme sinkt, sobald es wieder eigene Worte sind, in denen er fortfährt, und der gewohnte harmonische Fluß der Rede setzt sich fort.

Andächtig sitzen die Hörer, die Frauen, die älteren Männer, die jungen Mädchen in- und außerhalb der gläsernen, durchsichtigen Halle da, durch die Morgenlicht strömt. Nur zwischen den Knaben, die, wie es scheint, in der ganzen Welt das lange Stillsitzen schwer vertragen, spielt sich in artig gezügelter Weise allerhand versteckter Unfug ab.

Zum Schluß stehen wir alle mit dem Dichter geneigten Hauptes da, und eine Strophe aus den Upanischaden endet die Feiertagszeremonie.

Draußen vor dem Pavillon bleibt Tagore noch eine Weile stehen. In langer Reihe nahen die Schüler, die schönen jungen Schülerinnen, die älteren Leute auch der wunderschönen, hohen, löwenhäuptigen Greisengestalt. Einzeln bückt sich jeder und jedes zur Erde nieder, berührt die Sandalen des Poeten mit den Lippen oder mit der Hand, um dann die Finger zu den Lippen zu führen.

Wieder beschleicht mich das üble Gefühl einer Unstimmigkeit, eines Zwiespaltes, eines Bruches in dieser Erscheinung. Dasselbe Unbehagen wie beim Lesen des Mussolini-Briefes, des Berichtes über die Lyttonfeier.

Wozu dieses Brimborium, diese Prozedur nach der weihevollen Feier, dem Dienste des Höchsten Geistes? Sie erinnert mich, ich kann mir nicht helfen, an eine Szene im Lateran, an einen geilen alten Kardinal, vor dem die Kolonie der römisch-amerikanisch-englischen Damenwelt beim Osterfest auf Knien vorbeirutschte. Ein Akt der Anbetung, der, sollte er auch durch östliche Bräuche begründet sein, mir Europäer den schönen, ungetrübten Eindruck von Tagore in seinem Reich und den Stunden, die ich hier verbringen durfte, abschwächt und verwischt. — —

Eine halbe Stunde später fährt der Autoomnibus vor dem Hause des

Poeten vor. Herr von Pochhammer, Dr. Koester und ich haben dem Poeten unseren Abschiedsgruß und Dank abgestattet. Am Abend hat uns der Nordwest-Schnellzug aus Bholpur wieder nach Kalkutta zurückbefördert.

Donnerkeilsland

Ein paar Tage am Himalaja, an der Grenze von Nepal, Bhutan, Tibet, mit dem Blick auf die schneeige Dreifaltigkeit Kindschindschunga, Tschumulari und Davaladjiri, hinter der sich der eine, Gaurisankar-Everest, verbirgt im nördlichen Gebirge. —

Dieser Ort Dardjiling, hoch oben in den Bergen gelegen, ist auf einen weit und spitz in das Reich des ewigen Eises vorgeschobenen schmalen Bergkeil gebaut. Er gehört zur Provinz Sikkim, und die Bahn erreicht ihn, in beträchtlicher Steigung aus der fruchtbaren Ebene des Gangesdeltas über das Hochplateau von Siliguri und wild verschlungene Dschungel emporkletternd, von Kalkutta aus in 24 Stunden.

Den tibetanischen Namen, der dem Orte in Vorzeiten gegeben wurde, führt Dardjiling zu Recht, denn der langgestreckte Grat, der, in tropisch blühendem Grün mit rot gedeckten Häusern bestreut, hier so gewaltsam vorwärts stößt, stürzt auf allen Seiten jählings, gewalttätig steil in bodenlosen Abgrund hinunter, in neblig brodelnde Tälertiefen, und gleicht in der Tat einem schmalen Szepter, gebieterisch hinausgereckt in das ewig unbekannte, eisig unergründliche Geheimnis der hohen Berge.

An der Spitze des Keils stößt Observatory Hill empor, ein Hügel, auf dem tausend wehende Flaggenmaste kreisrund um ein buddhistisches Heiligtum gepflanzt sind. Tag und Nacht qualmen hier Opferschalen um einen alten unförmigen Stein, den die Jahrtausende abgeschliffen und seiner Form beraubt haben. Vielleicht war es ein Götterhaupt, vielleicht ein Meteor, es mag ein Lingam oder ein Opferblock gewesen sein. Heute schüttet jeder Gläubige, der Gebete murmelnd den steilen Hügel hinangeschritten und ins Bereich der wehenden Flaggen getreten ist, rotes Pulver über den Stein zu Ehren des tibetanischen Gottes, der dieses Reich beherrscht und dessen heiliger Ort jenseits der Eisgipfel, nur wenige Tagesmärsche von hier, über tiefe Täler, steil

emporschießende Berge und schmale, durch Felsen gehauene Gebirgspässe zu erreichen ist: Lhasa, die verbotene, selten betretene Stadt.

Unten auf dem Markt von Dardjiling hocken sie im Dunst ihres grünscharzen Schmutzes auf Schaffellen zwischen Säcken, in denen sie aus Tibet drüben ihre Habe: allerlei Fetzen, Kräuter, Kürbisflaschen, Silbergerät und Knochen mitgeschleppt haben. Mongolische Bärte zotteln aus schlitzäugigen, olivfarbigen Gesichtern nieder; Zöpfe baumeln unter spitzen Pelzmützen. Mancher trägt einen Gürtel um den wattierten Flausrock und einen großen, krummen, mit blauen und roten Steinen ausgelegten Säbel, besser gesagt ein scharfes Messer, den Kris, darin. Auch klirrt ein Gewimmel von Messingzeug, Pfeifenstopfer, Löffel, Eisenhaken, spitzer Dolch, Zungenschaber, Zwickerschere an dem Gürtel herunter. Andere haben an einer Schnur um den Hals die schwere silberne Gebetmühle hängen. Die Frauen, sogar die elendste Kulifrau, trägt riesige Schmuckstücke, goldene Schachteln oder Büchsen, mit Türkisen und Filigran kunstvoll ausgelegt, die Amulette enthalten. Die Frauen der Lepchas, einer Mischrasse aus Indern und Tibetanern, haben Ketten aus goldenen, gerippten Kugeln, die mit roten Tuchstücken abwechseln, bis auf die Brust niederhängen; dicke Ringe an den Händen, an den Zehen, türkisbesetzte Reifen in den Nasenlöchern, große, dünne, mit Zauberzeichen geprägte Goldplatten in die Ohrläppchen, ja zuweilen in die Schläfen gepreßt. Braun und ungewaschen wälzt sich die filzhaarige Kinderschar auf den Steinen des Marktes in der Sonne herum. In den schattigen Ecken aber hocken Gruppen von Männern und Knaben beisammen, rauchen und spielen mit Karten, Würfeln, Münzen und Kugeln, spielen, spielen, schreien sich einmal an, vertragen sich bald wieder, schieben sich Geld zu, haschen nach dem Geld des anderen, die Münzen wechseln jeden Augenblick ihren Besitzer. Würdevolle Chinesen im wattierten blauen Mantel, Korallenknöpfe auf den schwarzen Seidenmützen, blauen Tuschuhen mit hochgebogenem Schnabel an den schmalen Füßen, stehen da und sprechen leise, feilschen hartnäckig mit den aufgeregt gestikulierenden indischen Händlern. Sie haben beladene Karren sowie leere, die auf Beladung warten, in einem Winkel des weitläufigen Hofes stehen; große schwarze Yakbüffel sind an eine Krippe gespannt.

Aus der hochgewundenen Landstraße tuten zuweilen Automobile herunter. Es sind auffallend schöne Wagen neuester Konstruktion. Sie kommen aus den Teeplantagen, die die Bergwände bis zu dreitausend Meter Höhe bedecken. In den rollenden Gefährten kann man breite schottische Pflanze sehen, mit Whisky vollgesogen schon am frühen Morgen — so rächen sie sich an dem Leben, dem verpfuschten, das sie in diese wilde Einöde geworfen hat, zum alleinigen Zweck: den Teetrinkern aller Länder das sanfte Gebräu zu verschaffen!

Es ist schon spät im Herbst, nur vereinzelt jagt ein Fremder noch einer alten Kuriosität in den Bazarläden nach, in den Goldschmiedebuden des Ortes. Eine kleine Irrsinnige, ein ehemaliger Mensch, offenbar aus Europa stammend, mit Pfauenfeder auf dem alten, durch alle Gassen gespülten Tropenhelm, tänzelt schrecklich anzusehen vor den Fremden einher, will keinen Backschisch, will Liebe.

Verächtlich die Europäer messend, gehen Studenten in der Tracht der Mohammedaner Indiens zu ihrer Moschee quer über den Platz. Dort befindet sich auch eine Art Seminar.

Militär, riesige, dunkle, blaubärtige Sikhs, stehen unbeweglich und halten die Ordnung aufrecht. Ein Wagenzug kommt langsam dröhnend von der Bahnstation her, schwer beladene Karren, für Bergwege gebaut, mit riesigen Rädern, blaues und gelbes Tuch über Ballen geworfen; schlafende Menschen liegen mit hochgezogenen Knien auf den Decken. Schwer und bunt, tausendfältig in Leben und Tod, Schlaf und halbem Wachen, wahn erfüllt, beladen mit dem Rausch der mongolischen Wildnis, brennend vom Schneelicht der unnahbaren Eiseswelt, wälzt sich, wie durch einen Paß zwischen Gletscherspalten, ein Geisterzug unwirklich an mir vorüber. —

Auf einer Stufe des Postamts sitze ich und erwarte den Omnibus, der an die Grenze von Nepal fahren soll. Ich sitze bereits über eine Stunde da, bis ich erfahre, daß der Omnibus heute schon vor Sonnenaufgang die Händler zum Wochenmarkt nach dem Grenzzort Singla gebracht hat. Aber ich bleibe trotzdem noch eine Stunde nach der anderen sitzen, von allerhand Neugierigen, Kindern, Rikschakulis umschwärmt, bis sie dann alle eingesehen haben, daß von mir nichts zu holen ist, daß ich nur da sitze, um zu sitzen, zu schauen, das einmalige,

unvergeßliche, unwiederbringliche Bild einer neuen, nie geschauten Welt. —

Um die Mittagsstunde wird es auf dem Markte ruhiger. Heftig scheint die Sonne herunter. Sie ist eine Tropensonne sogar in dieser Höhe! Die tropische Vegetation treibt sie mit ihrer Glut üppig aus dem felsigen Boden hervor. Der Marktplatz ist jetzt zu einem einzigen weißglühenden, schattenlosen Viereck geworden, inmitten der grünen Berglenden, auf die jenseits der Abhänge Schnee- und Eiswipfel niederschauen. —

An den offenen Läden des Marktes, die wie blaue Höhlen dunkel in das Weiß der Bazarhallen zurückweichen, geht ein großer gelber Bettler vorüber. Ich sehe ihn nur undeutlich in der Sonne flimmern, er ist am entferntesten Ende des Platzes. Ein feines harmonisches Geräusch umflirt die Gestalt. Ich kann noch nicht erkennen, was es bedeutet, ahne nur, daß es von der Gestalt ausgeht. Plötzlich, mit einem Ruck, dreht sich der Mann um und kommt wie herbeigezogen durch den weiten Markt gerade auf mich zugeschritten. Es ist ein Lamapriester, ein wandernder Mönch, in rostrotem Filzrock, auf dem gelblichen, farblos ausgelaugten Kopf eine spitze, gelbe, wattierte Mütze. Er hat ganz durchsichtige, wassergraue Augen, Seheraugen, Augen, wie Blinde sie haben. Von fern schon sieht er mich an, lächelt im Näherkommen, als nahe er einem Bekannten, als hätten wir uns hier verabredet, als folge er einem Ruf. Sein starkes Wolfsgebiß leuchtet zwischen den dünnen, bärtigen Lippen hervor. In der rechten Hand hat er das Glöckchen, das jenen feinen Ton gab. Die linke hält mir ausgestreckt eine mit Reis gefüllte Schale entgegen, eine beinerne Schale, es ist ein entzweigtesägender Menschenschädel. Kupfermünzen liegen zwischen dem Reis. Ich werfe eine silberne Rupie in die Schale. Da schwingt der Mönch das Glöckchen laut vor meinem Gesicht hin und her, faltet die Hände vor der Brust, indem er zwischen den Ellbogen die Schale mit dem Reisopfer preßt, und segnet mich mit singenden Worten, die er viele Male nacheinander wiederholt, die Augen in meine versenkt. Dann dreht er sich um und geht quer über den Markt zurück zu dem Laden, vor dem er gestanden hat, ehe er geradenwegs zu mir kam.

Nachts um zwei Uhr brechen wir vom Hotel auf, amerikanische Touristen und ich, um uns auf Tiger Hill tragen zu lassen.

Tiger Hill ist ein Berg, zu dem gewundene Pfade etwa fünf Kilometer weit emporführen. Man kann von seinem Gipfel aus Everest, d. h. Gaurisankar (die Engländer müssen jedem Naturwunder einen englischen Namen anheften; hier ist es der Name eines Feldvermessers!), im ersten Strahl der Morgensonne erblicken. Von Dardjiling aus bleibt er hinter der schneeigen Eisdreifaltigkeit verborgen. —

Eine Schar Kulis erwartet uns frierend, rauchend, schwatzend in der nächtlichen Kälte vor dem Hoteltor. Wie unsere kleine Gesellschaft ins Freie tritt, suchen die Kulis eifrig den leichtesten unter uns aus. Die Ungeschicktesten werden das Nachsehen haben, denn ihnen bleibt das schwerste Gewicht vorbehalten. (Das besitze offenkundig ich. Aber da die anderen Pelzmäntel anhaben, ich aber nur meinen Sommerpaletot, gehört schon ein geübter Blick dazu, es zu erkennen.)

Wir setzen uns in absonderliche Vehikel, die sofort von je sechs Kulis geschultert werden, und schwanken nun hoch über den bezopften Köpfen der Burschen die Straße entlang, die vom Hotel nach Tiger Hill etwa zwei Stunden Wegs aufwärts führt. Die Tragsessel, Dandis genannt, gleichen halbierten Kanus mit Leinwandwänden an den Seiten. Man sitzt in ihnen bequem, wenngleich ein wenig eingeklemmt. Vorn und hinten haben je drei Burschen die Tragstangen geschultert. Der dritte, ganz außen, hat die geringste Last zu schleppen, darum wechseln sie zuweilen ab, was nicht ohne viel Seufzen, Schnauben und Geächze vor sich geht, schon um das Trinkgeld zu erhöhen, das man nachher wohl zugleich mit dem ausbedungenen Lohn spenden wird.

An der ersten steilen Steigung des Weges verwandelt sich das Ächzen des einen und des anderen in der Karawane in rhythmisch artikulierte Weise; Worte entstehen aus dem Takt des Vorwärtsschreitens, des Schaukelns, pflanzen sich fort, von Gruppe zu Gruppe, zu leise gemurmeltem, allmählich stärker und lauter akzentuiertem Singsang. Bald singt die ganze Kulischar. Es ist lehrreich: auf diese Weise sind ja die ersten Sangesweisen, rhythmischer Ausdruck des Tragenden, Arbeitenden, Belasteten, entstanden. Die Mühseligen der Erde singen unter uns stumm und bequem Dasitzenden, die wir uns für ein paar Rupien zu der glorreichen Pracht des Sonnenaufgangs über dem

Himalajagebirge auf steilen Pfaden emporschleppen lassen können. Sie singen, und wir sind stumm. —

Singend und stumm, so geht es nachstundenlang empor bis zur Spitze des Tiger, von wo wir aus dem Reiche des Ostens, dem mythischen China, die Sonne aufgehen sehen werden, mit östlichem Strahl die nach Norden geschweifte Kulisse Kindschindschungas streifend — die Wolkenbäusche von den Eisgipfeln fegend, über die glitzernd hohe Schneestürme brausen, mit dem Glase deutlich zu erkennen —, bis in der Ferne der Doppelfirn Everest zu leuchten anfängt, in durchsichtigem Glanz erstrahlt, daß sich die geblendeten Augen schließen wollen vor dem Wunder dieser Erde, dieser rätselhaften, tödlich unerforschten Erde. —

Unten im Keller des Aussichtsturmes wärmen sich, während wir auf dem Dach dem Sonnenaufgang zusehen, um ein flackerndes Feuer die Kulis. Die gelben Mongolenburschen sitzen mit hängenden, ausruhenden Schultern und Rücken schwatzend und rauchend da. Ihre kleinen Zöpfe baumeln von den schwitzenden Schädeln herunter. Sie haben sich über dem Feuer in einem alten Eisenkessel einen starken Tee gekocht und schlucken große, heiße Schlucke, an denen sich eine europäische Gurgel den Tod holen könnte, aus Blechschalen, die am Boden herumstehen. Auch ein paar Tommies aus der Garnison in Dardjiling sind da; nachdem sie den Sonnenaufgang genossen haben, setzen sie sich um das Herdfeuer, lachen und schreien sich an, in den Dialekten des schottischen Hochlandes, aus dem sie herkommen.

Auf dem Rückweg im Morgenlicht singen die Kulis wieder. Ihr Gesang ist nun lebhafter geworden. Die Worte scheinen harmonischer zu sein, als sie beim Aufstieg waren. Kein Wunder, es geht ja jetzt bergab, bald ist der Lohn in der Tasche. Oft kann einer kaum weiter vor Lachen, dann hört der Gesang für einen Augenblick auf, bis die anderen ihn wieder aufnehmen.

Es dauert aber nicht lange, und wieder ist der ernste, schleppende, schwere Rhythmus da, die Mühseligkeit hebt erneut an, denn es geht ja jetzt im Sonnenbrand steil bergab, es wiederholt sich der stumpfe, hingeächzte Refrain, den ich nun kenne, wie ich die Melodie und den Rhythmus erfaßt zu haben wähne und auch den Sinn — so daß ich

selber in den Pausen aus Eigenem, stumm zwar, aber im Innern laut, in den Wechselgesang einstimmen kann. —

Dies ist der Gesang der Kulis und meiner, auf den Pfaden der Berge zwischen Tiger Hill und Dardjiling.

Gesang der Kulis:

Schleppt, Burschen, schleppt!
Der schwere Fremdling hat Geld,
Wir haben keins,
Hätten wir's, wir ließen uns selber von ihm schleppen!
Me — bi — lahhaja —
Tach aschin — wala —
We' auss — szeh!

Schleppt, Burschen, schleppt!
Wenn wir ihn niedersetzen, den Fremden,
Gibt er uns Geld,
Dann würfeln wir und liegen in der Sonne
Bis zur nächsten Nacht.
Me — bi — lahhaja — —
Tach aschin — wala — —
We' auss — szeh!

Schleppt, Burschen, schleppt!
Der Wanst dieses Fremden wird immer dicker.
Am liebsten schmissen wir ihn
Hier übers Geländer den Berg hinunter,
Aber dann faßt uns die Polizei,
Und wir kommen ins Jail und müssen arbeiten
Für nichts und dürfen nicht würfeln
Und werden vielleicht sogar aufgehängt
Und unsere Zöpfe abgeschoren vorher.
Me — bi — lahhaja — —
Tach aschin — wala — —
We' auss — szeh!

Schleppt, Burschen, schleppt!
Zu Hause wartet das Weib,
Sie hat eine heiße . . .
Da ist gut liegen,
Und auch eine heiße Suppe,
Und der Priester segnet das Haus.
Me — bi — lahhaja — —
Tach aschin — wala — —
We' auss — szeh!

Schleppt, Burschen, schleppt!
Der Hotelbesitzer, der Schuft,
Behält das Geld, das der Fremde ihm gibt,
Und uns gibt er einen Dreck!
Aber das ist unser Los,
Denn wir sind Kulis, oh, du heilige Lotosblume,
Wir grüßen dich, kostbares Kleinod!
Me — bi — lahhaja — —
Tach aschin — wala — —
We' auss — szeh!

Stummer Gesang des Fremden in der dritten Dandi:

Wie herrlich, o Herr,
Ist die Sonne über deinen Bergen!
Sie wissen nichts von Mehrwert,
Diese armen Halunken.
Wir wollen es ihnen beibringen!
Nicht soll deine Sonne mehr über Schleppende
Und Geschleppte scheinen.
Wir wollen alle schleppen!
Me — bi — lahhaja — —
Tach aschin — wala — —
We' auss — szeh!

Ich weiß nicht, was diese tibetanischen Worte bedeuten.
Verzeih, großer Geist, wenn sie ein unflätiger Fluch sein sollten,

Der deine Ohren verletzt —
Sie wissen's nicht besser, es sind ja elende Kulis,
Zum Schleppen geboren,
Lasttiere, Würfelspieler, Hurer, Säufer —
Wir sind alle deine Kinder, o Herr, o selige Lotosblume, unend-
liches Juwel!

Om mani padme hum!

In diesem Lande lebst du,
O Herr, o Lotosblume!
Ein Chaos ist dieses Land geblieben seit der Schöpfung Tag
Und doch sinnreich geordnet, denn du bist so lebendig hier!
Wie sollte ich je deiner Sonne vergessen, o Indien!
Sie leuchtet jetzt über dem Ganges, über der Heiligen Stadt
Benares, wie sie über diese Bergeswipfel leuchtet —
Om mani padme hum!

Om, om!
Wie sie ächzen, die armen Burschen!
Schütze, o Herr, deinen teuren Sohn Mahatma Gandhi,
Und lasse deine Sonne auch noch lange leuchten über den
schönen weißbärtigen Greis Tagore.
Om mani padme hum!

Und mein Gebet geht auch noch weiter,
Ich will dir alle Namen nennen, die Wurzeln des heiligen
Banyanbaumes,
Dessen Stamm verdorrt ist und verloren,
Aber seine Wurzeln sind von oben aus der Luft zurückgekehrt
zur Erde, zu deiner Erde,
Und jede ist eine lebende Seele, und für jede habe du Liebe und
ein glückliches Leben, Herr —
Om mani padme hum!

Daheim, im kalten, gottverlassenen Europa, schenke deine Gnade
der Geliebten, den Freunden—
Den Menschen, die gut zu mir waren und sind —



Himalaja



Dardjiling. Geisterfahnen um das Heiligtum



Rastende Dandi-Kulis, Dardjiling



Ein Sadhu;
die linke Hand ist seit Jahrzehnten in der gleichen Haltung geblieben

Nein — ich brauche dir ihre Namen nicht zu nennen,
Denn erstens kennst du sie, o allwissende Lotosblume, leuch-
tendes Juwel,
Und zweitens wäre es ihnen vielleicht unangenehm, denn dies
wird ja gedruckt!

Om mani padme hum.

Schleppt, Burschen, schleppt!
Heute gibt's ein gutes Trinkgeld.
Der schwere Fremde wird sein Gewicht aufwiegen,
Nicht in Gold zwar,
Denn er ist nur ein erbärmlicher Schriftsteller,
Aber in Kupfermünzen, und auch das dürft ihr nicht wörtlich
nehmen —

Aber das Geld könnt ihr verspielen, versaufen, verhuren,
Was solltet ihr auch mit Geld anderes anzufangen wissen!
Ihr seid doch arme, unwissende Geschöpfe.

Me — bi — lahhaja —

Tach aschin — wala —

We' auss — szeh!

Weiß Gott, diese Amerikaner da vor und hinter uns,
Sie werden euch auch Trinkgeld geben,
Aber sie werden euch ermahnen, es nicht zu verspielen, nicht zu
versaufen, nicht zu verhuren,
Denn es sind gottesfürchtige Amerikaner!
Sie preisen in ihren Kirchen den Schöpfer jeden Sonntag von
zehn bis elf,

Im Grunde aber ist ihr Gott der Dollar,
Der sie mächtig gemacht hat.
Es sind verdammte Egoisten,
Diese Dollartaschen, Dollarkruzifixe.
Aber laßt uns nur für euch denken,
Ihr armen Halunken!
Wir sind wohl die schwersten,
Aber wir wollen euer Los erleichtern.

Me — bi — lahhaja —
Tach aschin — wala —
We' auss — szeh!

Nein, wir wollen nicht rasten, bis die Sonne,
Die jetzt auf eure Buckel scheint,
Die den Schweiß aus euren Zöpfen tropfen läßt,
Die eure Ohrringe glühend macht
Und die Türkisen in euren Ohrringen immer heller,
Nicht mehr über Schleppende und Geschleppte scheint,
Wegen ein paar Rupien mehr oder weniger.

Me — bi — lahhaja —
Tach aschin — wala —
We' auss — szeh!